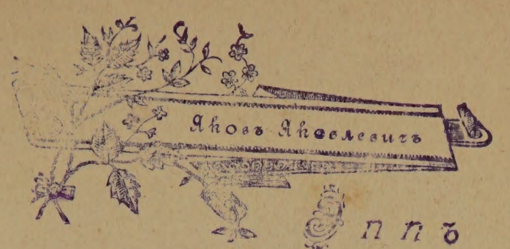

Schicksale
oder
Die lutherische Cousine
Von P. Harder





Schicksale

oder

die lutherische Cousine.

Aus dem Leben einer Mennonitenfamilie
in Südrußland

erzählt von

P. Harder.

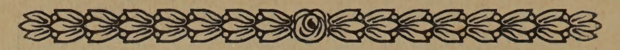


Dawlekanowo, Gouv. Ufa.
Verlag der Buchhandlung A. P. Friesen.





Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.
Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.
Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,



Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.
Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.
Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.
Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Goethe, „Gesang der Geister".

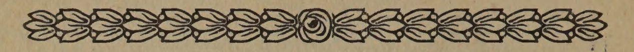




I.

Wenn du, lieber Leser, den Atlas oder eine spezielle Karte vom Süden Rußlands in die Hand nimmst und betrachtest seine Flüsse mit ihren Neben- und Zuflüßchen, so fragst du dich unwillkürlich, wie's doch wohl hier und da aussehen mag, und wer von deinen Menschenbrüdern gegenwärtig hier oder dort, auf dem rechten oder auf dem linken Ufer jener namenlosen kleinen Wasser glücklich oder unglücklich, in Freud oder Leid seine kurzen Tage durchlebt.

Die Malaja ist eines der Kleinsten unter den Kleinen; wie sie überhaupt noch auf die Karte gekommen! Von ihrer letzten größeren Biegung an, das rechte Ufer entlang, hin bis zur Mündung in den Hauptfluß, zieht sich auf der Karte ein feiner, kaum bemerkbarer Schatten. Ein in die Wolken strebender Berg ist's freilich nicht, aber eine Anhöhe, hoch genug für den Steppenbewohner, welcher die Berge überhaupt lieber in den Geschichtenbüchern als im Ackerland hat. Diese Anhöhe, die „lange Mohila“ genannt, schützt die Malaja vor dem Pflug des Kolonisten, der schon über manches Bächlein, das



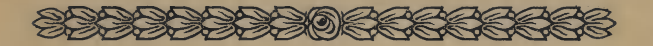
vom Schöpfer keine so treue Wacht erhalten, schonungslos seine Furchen gezogen.

In jenem durch die Biegung der Malaja gebildeten Winkel liegt ein bei 3000 Deßjatinen umfassendes Landgut, welches von den benachbarten deutschen Kolonisten und russischen Bauern nach seinem nun verstorbenen Besitzer, dem Mennoniten Dürken, Dürkenchutor*) genannt wird.

Die Ökonomie liegt hart am Ufer des Flusses, etwa fünf Werst unter Fredenshoff und nicht viel mehr über Possad Tschertolupowka. Sie trägt im großen und ganzen den Charakter einer größeren Ökonomie in den pontischen Steppen. Alles, was man hier sieht, ist lang und breit nach dem Muster der unübersehbaren Steppe selbst. Der Gutshof könnte ein ganzes Dorf fassen, und der Hinterhof, die „Dehl“, mit seinen langen Hürden, ‚Powidki‘**) und ‚Sagatten‘,***) mit seinen zahlreichen endlosen Stroh- und Heuhaufen nimmt sich allein schon aus der Ferne wie ein Dörfchen aus. Lang, breit und niedrig sind alle Gebäude im Vorhof, die Stallungen und Speicher, die sämtlich aus roten Ziegeln aufgeführt sind, unter rot angestrichenem Blechdach. Rings um den Hof zieht sich ein langer weißgetünchter Ziegelzaun, welcher die Gutsgebäude noch niedriger erscheinen läßt.

---

*) Chutor = Landgut.
**) Ein Dach auf Pfählen für das Vieh.
***) Ein Strohzaun.



Wozu auch nach oben streben, wenn man unten genug Raum hat?

„Wer einmal auf Dürkenchutor gewesen, kehrt gern wieder dort ein,“ pflegt Ohm*) Peter aus Fredenshoff zu sagen, und wischt mit dem Rücken seiner Hand eine Träne aus dem Auge. Und wer Ohm Peter kennt, weiß, daß derselbe um Naturschönheiten keine Träne vergießt, weiß aber auch, daß sein Herz voll Weh sein muß, das durch die Augen überfließt. Ohm Peter denkt an die Geschichte, die auf Dürkenchutor sich zugetragen hat unter seinen Augen von Anfang bis zum Ende, und deren Nachklänge nimmer schweigen wollen in der Brust.

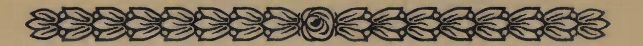
* *
*

Es war an einem Samstag nachvesper. Die Familie Dürken saß — ausgenommen den ältesten Sohn Paul, der im Auslande als Missionar studierte — vollzählig auf der Veranda des Hauses.

In der vergangenen Nacht war ein erquickender Regen niedergegangen, hatte allen lästigen Staub hinweggetan und die sengende Julihitze etwas gemildert.

Alle Hausgenossen waren in der denkbar festlichsten Stimmung erschienen. Der Tag war nicht nur schön, sondern auch bedeutungsvoll für die Familie: das Nesthäkchen, Berni, feierte

*) „Ohm“ werden ältliche beliebte Prediger tituliert.



seinen siebenten Geburtstag und war, seit er morgens die Augen aufgemacht, erschrecklich beutelustig; Hauptsache blieb aber, daß Vater von einer langen Reise heimgekehrt war und eine Gouvernante für die Kleinen mitgebracht hatte, „ein feines Fräulein", soviel wußte das zehnjährige Lenchen schon.

Summa Summarum: Mutter Dürken war bis Vesper mit dem bösen Sonnabend fertig geworden, was allemal sehr bedeutsam war, denn nur etwas ganz Absonderliches konnte sie je und dann von ihrer Hausordnung abbringen. Selbst Franz, der zweite Sohn und Wirtschafter, durch den Regen zum Feiern gezwungen, fehlte nicht im Kreise der Glücklichen.

Der Glücklichen? Dürken sah stark angegriffen aus. Sein glattrasiertes Gesicht, das gewöhnlich trotz den von Wohlwollen und Herzensgüte zeugenden Augen streng, fast rauh schien, trug heute auffallende Spuren von Zerstreutheit und Unentschlossenheit; und sein Blick irrte unruhig von einem Gegenstand auf den anderen und heftete sich dann wieder für einige Sekunden fragend auf den einen oder anderen unter den Anwesenden. Wortkarg war ja der große Mann mit den fest aufeinandergepreßten Lippen immer gewesen, aber heute dürfte er doch schier etwas Interessantes mitteilen nach dem Reim „wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen."

Umsonst hat die kleine runde Hausfrau ihrem Gatten über so manches in seiner Abwesenheit Vorgefallene Bericht erstattet. Sie merkt end-



lich, daß er ihrem Gespräch nur gezwungen folgt, sogar wiederholt ein Gähnen niederkämpft, und schweigt gekränkt.

Franz dreht seinen mächtigen Schnauzer, als ob er vorhabe, ihn mit Stumpf und Stiel auszurotten. Berni steht schmollend am Schoß der Mutter und platzt endlich halblaut heraus: „Mutting, fragt ihn mal, ob er mir wirklich nichts mitgebracht hat — gar nichts mitgebracht! Wozu ich dann wohl Geburtstag hab', was, Mutting?"

Lenchen aber raunte dem Bruder zu, er solle doch schweigen und Ruhe halten, Vater sei ja krank, und sie werde ihm noch etwas extra Schönes schenken zum Geburtstag.

„Auf extra Schönes hab' ich keinen Appetit," versetzte der Kleine mit weinerlicher Stimme, und Lena solle nur mit ihren Bildern gehen, da sei doch nichts für Jungens drauf; da seien doch nur lauter dumme Puppen und Sperlinger drauf und Sprüche.

Die alte schwerhörige Tante Ida, Dürkens älteste Schwester, — die ledig geblieben war, und sich mit ihren vielen, für die Hausgenossen bisweilen recht lästigen Launen, welche von ihr wie eine liebe Kinderschar gehegt und gepflegt wurden, dauernd auf Dürkenchutor niedergelassen hatte, hatte ihren niedrigen Schienenstuhl ganz dicht an den Bruder gerückt, um auch nichts von dessen Reisebericht zu überhören. Ihre Geduld zerriß zuerst, denn sie war die neugierigste von allen. „Das erzählt mir auch die Katz' in der



Stub', was ich hier höre, dazu brauch' ich nicht erst herauskommen!" schalt ihr zahnloser Mund; darauf erhob sie sich, ergriff ihren Stuhl und entfernte sich.

Franz und Lena sahen einander an und lachten.

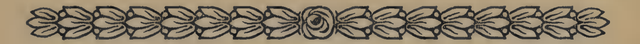
Die polternde Alte hatte den Hausherrn aus seinen Träumen geweckt. Er richtete sich hastig auf, fuhr einmal mit der flachen Hand über Stirn und Gesicht, als wolle er allen Trübsinn daraus wischen, und blickte umher, wie wenn er die Anwesenheit seiner Familie bisher gar nicht bemerkt hätte. Sein Gesicht erhellte sich, als er die Kleinen gewahrte. Er rief sie zu sich heran, schaukelte sie auf seinen mächtigen Knien, liebkoste und herzte sie.

„Putchens," sagte er lächelnd, „nun habt ihr eine Lehrerin, wollt ihr auch fleißig sein und folgen?"

Lenchen versprach's sofort mit Freuden und aufrichtigen Herzens. Helles Glück strahlte dabei aus den tiefen blauen Augen des Kindes, die wie ein paar glänzende Sternlein unter den langen seidenen Wimpern hervorlugten.

Berni hingegen dachte wohl: „Jetzt oder nie!" Er richtete sich stramm auf die Beine und sagte patzig: „Schenkt mir auch eine Flinte zum Geburtstag, Vater, eine wirkliche, so 'ne zum Schießen!"

Der Vater aber schüttelte entschieden den Kopf und sagte mit einem Seitenblick auf Franz: „Nein, mein Jungele, hab' dir was viel besseres



gebracht. Flinten lieb ich nicht; sie helfen nichts und können nur viel schaden. Gott bewahrt uns auch ohne Flinten." Dann schob er die Kinder sanft von sich und hieß sie, das Fräulein aufsuchen, um sich mit demselben bekannt zu machen. Franz versprach dem weinenden Bruder heimlich seinen alten Krähenballer zum Geburtstagsgeschenk, und nach fünf Minuten sah man ihn schon auf seinem schönen Traber feldein reiten.

Vater und Mutter waren allein auf der Veranda geblieben. Die besorgte Frau drang ernstlich in ihren Gemahl, ihr doch die Ursache seiner trüben Stimmung mitteilen zu wollen, ihm wäre gewiß etwas passiert, dafür kenne sie ihn schon zu lange.

Dürken seufzte tief und sagte mit kaum vernehmbarer Stimme: „Es ist manchmal so schwer . . . es gibt Zeiten im Leben des Menschen, in denen ihm alles so dunkel scheint, so hoffnungslos, als gäbe es keinen Ausweg . . . als sei der Himmel vernagelt . . . und das kommt, wenn man sich in seinen eigenen Wegen festgerannt . . . das Leben wird zur Qual, die Welt — eine grausige Lustbude . . . Die Fredenshoffer haben mich zu ihrem Prediger gewählt . . . ha! ha! . ." Frau Dürken schauderte über dem unheimlichen Lachen in sich zusammen; sie blickte verständnislos auf ihren Mann. Nach längerem Schweigen fuhr dieser in nun mehr weichem Ton fort: „. . . Gott hat mich so reichlich gesegnet . . . und segnet mich auch fort und fort . . . und doch möcht' ich ihm mal in die Arme fallen, wie Abram: Was willst



du mir noch geben? Siehe, ich gehe dahin und habe keine — Ruhe . . . Schenk mir lieber Ruhe für die arme Seele! Gib mir Zufriedenheit in die Brust! . . .“

Nach diesen Worten erhob er sich langsam und begab sich gesenkten Hauptes ins Haus, in sein Zimmer.

Hier langte er die große Hausbibel vom Regal, legte sie vor sich auf den Tisch, schob seinen alten knarrenden Lehnstuhl näher und ließ sich schwer darauf nieder. Anstatt aber das heilige Buch aufzuschlagen, um ein treffendes Trostwort zu suchen, stützte er den Kopf in die Hand und starrte bald in tiefen Gedanken verloren durchs geöffnete Fenster hinaus.

Vor demselben im Akazienbaum lärmte und balgte eine Schar Spatzen, und die alte Rosenthaler Wanduhr warf aus der Stube in regelmäßigen Zwischenräumen ihr bedächtiges: Sacht! Sacht! dazwischen. —

Unterdessen spazierte Klaudia, das Fräulein, welches mit Vatern gekommen war, mit Lenchen im Garten umher.

Berni hatte vorgezogen, seine eigenen Wege zu gehen, und trotz aller freundlichen Einladung von seiten der Lehrerin den entgegengesetzten Kurs nach der „Dehl“*) genommen.

Lenchen hatte ihre Lehrerin bald liebgewonnen; diese wiederum schon in der ersten

*) Tenne.



Stunde des Beisammenseins das fröhliche, originelle Kind in ihr liebebedürftiges Herz geschlossen.

Hand in Hand lustwandelten sie auf den kiesbestreuten Pfaden und Wegen dahin. In dem großen prächtig angelegten Garten gab immer wieder etwas Veranlassung, stille zu stehen, zu fragen und zu erklären, zu betrachten und zu bewundern.

Da war nicht nur der Blumengarten in der großartigen Mannigfaltigkeit seiner farbigen, Wohlgerüche ausströmender Kinder, vom bescheidenen Schwalbenäuglein bis hinauf zur üppigen, auf Kirschbaumstämmchen prangenden, Rose; da waren nicht nur die himmelanstrebenden dicken Pappeln zu beiden Seiten des Hauptweges, deren beständig flüsternden und lispelnden Kronen sich hoch über den Häuptern der kleinen Gäste zu einem undurchdringlichen Dach verwoben, welche dem fremden Mädchen Ausrufe des aufrichtigsten Staunens entlockten, sondern auch die Obstabteilung, die den bei weitem größten Teil des Gartens einnahm, fesselte seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade. Es war ein Obstjahr im vollsten Sinn des Wortes: die verschiedensten Obstarten wetteiferten förmlich untereinander, die meisten und gesündesten Früchte zu zeitigen; jeder einzelne Baum schien zu erwarten, daß man stille stehe, um sich seines lieblichen Anblicks zu erfreuen.

Und noch hatten sie den Garten nur ganz obenhin besehen, als der hereinbrechende Abend sie ins Zimmer trieb. Nur ungern folgte Lena



der zur Umkehr mahnenden Lehrerin; am liebsten hätte sie mit ihr noch die Buschwiese, zwischen Garten und Fluß gelegen, durchstrichen.

„Morgen früh planen wir einen Marsch in die Buschwiese, nicht wahr, Liebchen?“ tröstete Klaudia die unbefriedigte kleine Gefährtin.

„Ja, morgen, bitt' schön!“ entgegnete diese gedehnt, „wenn die damliche Kirch' nicht wär! Da huckt man hin und gähnt und zählt ‚Duckenten‘, und bin immer froh, wenn ich wieder draußen bin; weiß auch nicht, wer die Kirchen mal ausgefunden hat! Das ist gewiß ein Sapperloter!“

„Aber Kind, wie sprichst du?!“ sagte Klaudia vorwurfsvoll und schaute nicht ohne Gruseln auf das nun trotzig aufgeworfene Mäulchen, das eben erst von kindlich heiterem Übermut und drolligem Humor übergesprudelt, was sie immer wieder zum Lachen gereizt hatte.

Klaudia wandte sich schweigend um und schritt dem Hause zu, während Lena ihr schüchtern folgte.

An der großen Pumpe im Hofe blieben sie nochmals stehen und blickten einander schweigend an.

Der Vollmond erhob sich eben hinter dem Ziegelzaun, um seine stille nächtliche Reise anzutreten. Und er leuchtete dem Trotzköpfchen in die großen, reinen Augen. Die junge Lehrerin aber las in ihnen, daß dahinter ein unverdorbenes goldenes Herzchen stecke, an das die Wellen der verderblichen Klugheit, von der die Schlange



im Paradiese zu Mutter Eva redete, noch nicht ernstlich geschlagen hatten.

Sie neigte sich freundlich zu dem Kinde herab, ergriff sein Händchen und sagte leise: „Putchen, Herzchen, willst du mich immer lieb haben ... Putchen? Weißt du, das sind Freundinnen, die einander herzlich lieben ... und nicht traurig machen; willst du von nun an meine kleine Freundin sein?“

Lenchen nickte eifrig mit dem Kopf und rief beteuernd: „Ich werd' auch ganz gewiß nicht mehr fluchen, und wenn ich aufreiß vor Ärger! Sei mir wieder gut!“

Die junge Freundschaft wurde durch einen innigen Kuß besiegelt, und das überglückliche Kind sprang fröhlich davon.



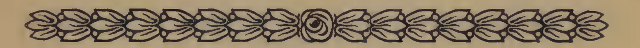


II.

Früh schon war Klaudia erwacht. Sie stand im leichten Morgengewand vor dem geöffneten Fenster und blickte mit Lust der aufgehenden Sonne entgegen.

Würzige Düfte strömten aus Garten, Wald und Feld herein. Wie still, wie feierlich ringsumher! Aus der Ferne tönt kaum vernehmbar Glockengeläut herüber: es ruft die Russen im Possad zum Frühgottesdienst.

Unwillkürlich faltet das Mädchen die Hände; das wohlgeformte Haupt mit seinen schweren dunkelbraunen Haarwellen leicht auf die Seite geneigt, das hübsche Gesicht, in dem ein fast noch kindlicher Ausdruck thront, mit den sprechenden tiefbraunen Augen gen Himmel gerichtet, lispelt es ihr Morgengebet voller seliger Andacht .... Der erste Morgen auf Dürkenchutor .... Der erste Tag auf dem Lande ... in der Provinz, wie man's in der Stadt nennt ... Was hätten ihre armen Freundinnen aus dem Gymnasium darum gegeben, einige Tage hier frei atmen und die schöne Gegend durchstreifen zu dürfen! Wie wird sich mein Leben



hier gestalten? ... Mit Macht wehrte Klaudia allen trüben Gedanken, die sie immer wieder beschleichen wollten. Sie wollte mutig in die Zukunft schauen und glücklich sein. Sie hatte nun eine Lebensaufgabe, nein, deren zwei sogar! Die erste war, die ihr anvertrauten Kinder zu erziehen, und die zweite war ... war der verstorbenen Mutter ... Vermächtnis. In der peinlichsten Erfüllung dieser Aufgaben wollte sie ihr Glück finden; sie wollte glücklich sein.

Nun schlug ein wundersamer Gesang an ihr Ohr, erst dumpf, verworren, dann immer deutlicher, je mehr sich die Sänger näherten. Den Waldweg entlang kamen die Gutsknechte im langsamen Schritt von der Schwemme geritten und sangen ihre hübschen, melancholischen, kleinrussischen Liedchen. Die Pferde spitzten die Ohren und lauschten den bekannten Weisen. Bei ihrem Nahen erhob sich ein Rabe krächzend von der Erde und schwebte schwerfällig über den Speicher dem nahen Walde zu. Ein junger zottiger Hofhund kläffte ihm nach und gebärdete sich so drollig, daß Berni, der von einem Knecht aufs Pferd gezogen worden war, in lautes Gelächter ausbrach.

Im Hofe wurde es lebendig. Vor allem konnte man Franzens Stimme unterscheiden. Sie kam dem fremden Mädchen wie ein grollend heraufziehendes Gewitter vor.

Franz hatte heute „seinen Tag“, was in der Regel wenigstens einmal wöchentlich vorkam, wo ihm dann jedermann bereitwilligst auswich, denn



er schimpfte über jeden und alles, und zwar in wenig gewählten Ausdrücken russisch oder deutsch, je nach der Nationalität, der sein Opfer angehörte.

Über Klaudias Gesicht huschte ein Schatten des Unmuts wegen der rohen Ausbrüche, mit denen Franz den köstlichen Sonntagsfrieden störte. Schon wollte sie sich vom Fenster zurückziehen, als sie Lenchen bemerkte, welches barfuß, im Unterröcklein, mit einem mächtigen Butterbrot in der Hand im Hof umhertänzelte inmitten einer arggemischten Gesellschaft von Hunden, Kälbern, Ziegen, Lämmern, Ferkeln und Kaninchen; selbst der Esel trabte hinzu und neigte huldigend seine langen Ohren vor der Kleinen.

„Guten Morgen, Herzchen!“ rief Klaudia zum Fenster hinaus, und in weniger als einer halben Minute umschlangen zwei Ärmchen ihren Nacken.

Lena kniete auf dem Fensterbrett, herzte und küßte ihre Lehrerin so heftig, daß diese sich ihrer kaum erwehren konnte. Darauf sprang sie wie ein Eichhörnchen ins Zimmer und jauchzte ein über das andere Mal: „Ich darf nicht mit! Ich darf nicht mit in die Kirch'! Das ist fein, nich?“ Im Handumdrehen hatte sich aber das lachende Gesichtchen wieder verfinstert, und die Füßchen stampften trotzig den Fußboden.

„Die Tante Ida!“ hob sie nach kurzem Schweigen an, „alle Tage find't sie was Neues aus . . . ich reiß gewiß noch mal auf vor Ärger.



Die d . ., wer die nur mal ausgefunden hat! Wenn die lieber schon lang mal tot wär!"

„Hast schon mal ein Märchen gehört?" fragte Klaudia rasch.

Lena schüttelte verneinend den Kopf.

„Gut," fuhr die junge Lehrerin fort, „nachher erzähl' ich dir eines, dort oben unter der Paulieiche."

„Ach, eine Geschichte?" rief Lena, und aller Mißmut war aus ihrem Gesicht verschwunden, denn Geschichten hörte sie fürs Leben gern, „aber nicht die vom ehrlichen Emil, die mag ich nicht mehr hören, oder die von den dummen kleinen Mädchen, welche nie zankten."

„Nein, nein, ich will dir vom Tolpatsch erzählen, welcher sich im Wald verirrte und zu den Zwerglein kam . . ."

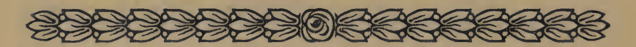
„Hui!" versetzte Lena, „die ist gewiß schauderhaft — eine feine Geschichte, nich, Fräulein?"

Nun rief die Hausglocke zum Frühstück. Auf Dürkenchutor mußte man pünktlich sein. Dank Lenchens energischer Mithilfe war auch Klaudia bald fertig.

Als unsere Freundinnen ins Eßzimmer traten, saßen sämtliche Familienglieder schon um den Tisch, ein jedes auf seinem Platz. Jedes blickte schweigend vor sich nieder, nur Tante Ida warf den Verspätenden einen recht unfreundlichen Blick zu.

Am oberen Ende der Tafel saß der Hausvater vor der aufgeschlagenen Bibel, aus welcher er, nachdem vollständige Ruhe eingetreten war,

2*



mit lauter, fester Stimme das für den Morgensegen gewählte Kapitel vorlas, worauf jedes mit gefalteten Händen für sich sein stilles Morgengebet verrichtete. Zur Hausordnung gehörte auch, daß während des Essens möglichst wenig gesprochen wurde, und daß vor dem „Mahlzeit“ des Hausherrn niemand seinen Platz verließ. So war's immer gehalten worden im Dürkenhause, und niemandem fiel's ein, es anders machen zu wollen.

Dürken senior war heute ausnahmsweise „aufgeräumt“, was sich auch alsbald allen Tischgenossen — natürlich außer Tante Ida — mitteilte. Er erkundigte sich bei den Kindern, was sie die Nacht geträumt hätten. Berni hatte glücklich nichts geträumt, Lena aber weigerte sich, ihren Traum zu erzählen. Dann fragte er, wie ihnen die Sachen gefielen, welche er ihnen von der Reise mitgebracht hätte.

„Wir haben noch mal keine Sachen gesehen!“ sagte Berni und setzte dabei eine so klägliche Duldermiene auf, daß alle laut auflachten.

Die Kinder durften sich die Geschenke sogleich aus Papas Stube holen.

Auch nach dem Befinden der Gouvernante fragte Dürken, und was sie für Aussicht auf ihre beiden Zöglinge habe; mit Lena werde es wohl gehen, die habe der Fredenshoffer Schulmeister schon zwei Jahre bearbeitet, aber bei Berni werde eine gute Rute mehr wirken als ein gut' Wort.

Klaudia war nicht der Meinung. Das in=



zwischen mit seinem Geschenk zurückgekehrte Bübchen freundlich anblickend sagte sie: „Mir sieht der Berni danach aus, als ob er gut lernen und einmal ein ganzer Mann werden wird.“

„Bei einem Mädchen geh ich nicht in die Schul'!“ fauchte der Angeredete trotzig heraus.

Frau Dürken fühlte etwas wie Genugtuung über diesen Widerstand des Jungen. Hatten sie und Tante Ida es doch nicht fehlen lassen an Gegenvorstellungen und Gebrumme, als Dürken ihnen seinen Entschluß, eine Gouvernante zu mieten, mitteilte — und dazu noch eine lutherische.

Auch Ohm Peter war von ihnen zu Rat gezogen worden. Dieser aber hatte die Frauen bald im Stich gelassen, nachdem er vom Fredenshoffer Lehrer erfahren, daß die Lutheraner sich nur gar wenig von den Mennoniten unterscheiden, eigentlich nur, daß sie die heilige Taufe an unverständigen Kindern vollzögen und den gottlosen Krieg mitmachten, und daß all die schönen biblischen Geschichtsbücher, Gesangbuchlieder und Predigtbücher von Lutheranern gemacht wären. Und nach reiflicher Überlegung hatte er zu den revolutionären Weibern in sehr entschiedenem Ton gesagt: „Hat nicht Luther selbst uns die Bibel übersetzt? Und wir singen allsonntäglich Lieder von frommen Dichtern dieser Lehre! Unsere Kinder in der Schule lernen aus lutherischen Büchern. Zudem weiß Bruder Dürken gewiß, wem er seine Kinder anvertraut!“ —

Es war ein „großer“ Sonntag, d. h. ein



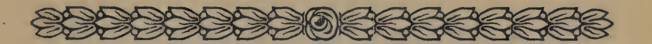
Abendmahlssonntag, an dem Kinder und auch ungetaufte Erwachsene nicht mit in die Kirche dürfen.

Mutter Dürken bat ihren Stiefsohn, doch auch mal zum Abendmahl zu fahren. Franz machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand und schickte sich an, hinauszugehen.

An der Tür aber vertrat der Vater ihm den Weg und sagte: „Kind, besinne dich doch darauf, was du tust! Du verachtest deinen Glauben, auf den du vor zwei Jahren getauft worden bist; den Glauben deiner Väter, um welchen sie Hab und Blut darangegeben, trittst du roh mit Füßen. Besinne dich doch! Glaub' mir, das nimmt kein gutes End': statt der Kirche — den Klub, statt der Bibel — die Karten — höchstwahrscheinlich?“

„Wer hat in meinen Händen je eine Karte gesehen?“ brauste Franz zornig auf und stürzte hinaus, die Tür heftig ins Schloß werfend. —

Nun ging's ans Fertigmachen zur Kirchenfahrt. Lena huschte wie ein Wieselchen im Hause umher. Jedermann hatte sie nötig, dieser rief und jener rief, vielleicht auch meistens nur, um dem fröhlichen Ding ein weiteres Mal ins lachende Angesicht und in die blauen Augen zu blicken. Unverdrossen waltete sie ihres Amtes als Handlangerin bei Vater und Mutter und bei der grimmigen Tante Ida. Darauf lief sie in den Stall, befahl dem Kutscher einzuspannen und holte sich auch zugleich den Berni, dessen



Lieblingsplatz bei den Pferden war, um ihm in seinen neuen Matrosenanzug zu helfen.

Frau Dürken übertraf sich heute in ihrem Sonntagsstaat. Sie blickte stolz — ach nein, das wäre eine Sünde gewesen —, sie blickte sehr glücklich unter ihrer gewaltigen Sonntagshaube neuester Fasson, mit breiten Seidenbändern in zierlicher Schleife unterm Kinn zusammengehalten, hervor, und der Sonntag strahlte nicht nur aus dem gesunden Gesicht mit den tiefen Grübchen in den Wangen, sondern auch aus jeder Falte des schwarzen Seidenkleides. Das sorgfältig zusammengelegte Taschentuch aus weißem Batist in der Rechten, an deren Zeigefinger der goldene Trauring prangte, das Gesangbuch in der Linken, durchrauschte sie nochmals alle Zimmer, auch das Gouvernantenzimmer, um nachzusehen, ob das Stubenmädchen auch nirgends etwas „awgeswient"*) habe, was ihr bisweilen passierte.

Herr Dürken saß schon bei zehn Minuten im Obejaner**) und wartete geduldig auf seine zweite Hälfte. Endlich erschien sie. Auf der Terrasse des Hauses stehend, rief sie mit weitschallender Stimme nach Jerinka, der Frau über das „Federvieh". Nach wiederholtem Rufen ertönte irgendwo in der Ferne ein gedehntes, dumpfes „Tschawo?", und nach weiteren drei Minuten bog gemächlich, lange Halme aus dem verzausten Haar ziehend, ein verschlafenes Weibs-

*) awgebrutscht, oberflächlich eine Arbeit verrichten.
**) Federwagen mit hoher Lehne.

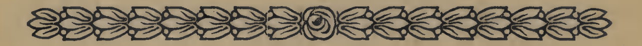


bild um die Stallecke und fragte mürrisch nach dem Begehren der Wirtin.

Der Kutscher hatte große Mühe, die ungeduldig stampfenden Rosse zu halten und rief der Jerinka wütend zu: „So komm doch endlich näher, du E . . . in, du!“

Die unschuldige Ursache dieses Zwischenfalles war ein kleines Küken, ein Spätling, das seine Mutter verloren und ängstlich schiepend im Hof umherirrte.

In langen Sätzen schoß nun Jerinka hinter dem Flüchtling her, um ihn einzufangen, und ruhte nicht, bis sie ihn — mit dem Fuß zerquetscht hatte.

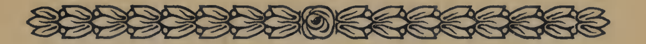
„Ach, du meine Güte, du Tölpel, du nichtsnutziger Strohhaken! Da steht das ‚Brech‘ *) und glotzt . . . reiß ihm doch den Kopf ab!“ keifte Frau Dürken.

Dürken hatte bisher von allem, was hinter seinem Rücken vorging, keine Notiz genommen, als aber das Schelten kein Ende nehmen wollte, wandte er sich um und sagte unwillig: „Mutter, verdirb uns und den Leuten doch den schönen Sonntag nicht! Es ist auch höchste Zeit, daß wir fahren.“

Die also Gemaßregelte haspelte sich mühsam in den Wagen und ließ sich scheltend und keuchend neben ihrem Gemahl ins Polster nieder, worauf sich das Gefährt in Bewegung setzte.

Allein noch ein Hindernis trat ihnen im Hof-

*) Balg.



tor entgegen in Gestalt eines jener Subjekte, die sich reisende Handwerksburschen nennen, von achtbaren Leuten aber nur Wolkenschieber tituliert werden.

Als Dürken dem Burschen ins Gesicht sah, entfärbte er sich. Er befahl sofort dem Kutscher zu halten, stieg aus und ging ihm entgegen.

„Gu'n Morgen, Schwager!“ krächzte der Fremde, frech grinsend, und streckte ihm seine schmutzige Rechte entgegen, während die Linke mit spöttischer Gebärde an den alten Zylinder griff.

Ohne den Gruß zu erwidern zog D. das Portemonnaie aus der Tasche und entnahm demselben einen Hundertrubelschein. Die Augen des verkommenen Menschen glänzten vor Begierde. Bevor Dürken ihm das Geld gab, sagte er mit eisiger Stimme: „Daß dich hier nie wieder jemand erblickt, hörst du, Schurke?“ —

„Nie, ich schwöre es bei meiner Ehre!“ versicherte der Vagabund, den Schatz hastig verbergend.

„Besser, bei den Hunden auf meiner Ökonomie!“ verbesserte ihn Dürken drohend und entfernte sich, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen.





III.

Es war so froh, so frei den beiden, dem großen und dem kleinen Mädchen, in Gottes herrlicher Natur. Die milde Morgensonne sandte ihnen freundliche Grüße zu. Ein prachtvoller Schmetterling flatterte vor ihnen her, sich bald auf die Erde, bald auf einen hervorragenden Zweig zu kurzer Rast niederlassend. Er gab der jungen Lehrerin Veranlassung, über die wundersame Verwandlung dieses Tierchens zu sprechen. Und als er sich höher und höher in die Luft erhob, über die Bäume hinweg, himmelan, da entsann sich Lena ihres nächtlichen Traumes und schmiegte sich ängstlich an ihre Begleiterin.

„Was ist dir, Herzchen?" fragte diese teilnahmsvoll.

„Nichts, nichts, Fräulein!"

„Doch, doch, Putchen!"

Und Lenchen erzählte mit weinerlicher Stimme, die tränenfeuchten Augen unverwandt gen Himmel gerichtet: „Ich träumte diese Nacht, Franz schoß mich tot; da kamen die Englein und trugen mich durch die Luft davon, immer höher und



höher, bis ich von euch nichts mehr sah und vom Chutor, und da saß ich alle Tage im Himmel und weinte nach Hause und war immerfort traurig. Die Englein waren freundlich mit mir; aber hinaus ließen sie mich gar nicht. Nur eines Tages machten sie die Tür auf, und da kam Papa herein. Nun war ich zum erstenmal froh im Himmel . . .“ Klaudia aber umarmte die Kleine, tröstete sie liebreich und küßte ihr den Trübsinn aus den Augen.

Nach wenigen Minuten standen sie Hand in Hand an der Malaja, unter den riesigen Weiden, den alten Veteranen, die sich wohl schon an die hundert Jahre in ihren klaren Fluten spiegelten.

Auf einem fast den Wasserspiegel berührenden Ast saß regungslos, halb im Laub versteckt, ein Russenknabe in roter Bluse und angelte Fische.

„Ach, aber schön!“ rief Klaudia auf das herrliche Panorama deutend, welches sich vor ihren Augen ausbreitete, „sieh doch nur her, Putchen, hier diese dicken, hohen Bäume, dann der Fluß, das grüne Ufer und als Hintergrund die bewaldete Höhe, ich kann mir kaum etwas hübscheres denken!“ —

„Das Knie ist noch schöner!“ sagte Lenchen beglückt, „wir müssen über jenen Steg dort, und dann gehen wir am Ufer immer fort bis zum Knie. Da hat Paul Stufen graben und unter der Paulieiche auch eine Bank zum Ruhen machen lassen. Von der Eiche bis auf den Berg hinauf hat er eine Allee von Maulbeerhecken gepflanzt;



das sieht aus wie ein langes grünes Gewölbe. Und steil ist der Berg!“ —

„Warte noch ein bißchen, klein Lenchen!“ bat Klaudia, „du sprichst von noch Schönerem, und ich kann mich hier nicht satt sehen!“

Aus den Baumwipfeln des jenseitigen Ufers erhob sich zankend und balgend ein Habichtspaar.

Plötzlich fiel aus nächster Nähe ein Flintenschuß, und gleichzeitig stürzten beide Vögel, sich im Fallen mehrmals überschlagend, ins Wasser.

Klaudia erbleichte vor Schreck, Lena aber rief lachend: „Das war Franz!“ und setzte im vollen Lauf über den schmalen Steg an das jenseitige Ufer, einem Haselbusch zu, über welchem noch eine leichte Pulverwolke lagerte.

„Len'!“ rief Berni der Schwester aus dem Busche entgegen, „die Habichte schoß ich, ganz gewiß! Franz zielte und ich knallte los. Sahst' die Beester?“

Lenchen nickte, ermahnte den kleinen Bruder, doch ja auf seinen Anzug acht zu geben, und wandte sich dann an Franz mit den Worten: „Weißt du, was du uns sollst, Franz?“

„Etwa einen Kuß geben?“

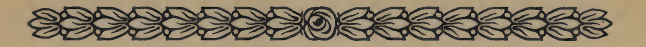
„Ach, geh doch mit deinem Schnauzer! Ganz auf Ernst, bitte, bitte, Fränzchen!“

„Na, was denn?“

„Sag erst: Ja!“

„Zum D . . . . r, ich muß doch wissen, wozu!“

„Nachher hast doch wieder keine Zeit.“



„Nun, so hör': ja!"

„Wirst auch?" fragte die Kleine beharrlich weiter.

„Was? Soll ich schwören? Weißt du nicht, daß wir Mennoniten sind?"

Franz war aufgesprungen und gestikulierte mit beiden Fäusten wild in der Luft umher. Als Lenchen erschreckt zurücktrat, lachte der Bruder laut auf und fragte: „Was willst eigentlich, Putchen?"

„Kahn — — fahren!"

„Von Herzen gern, Schätzchen, augenblicklich."

„Wir werden dich beim Badehaus erwarten, nich, Franz?"

„Wer, wir? Ist das Fräulein auch . . .?"

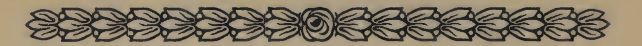
Lenchen nickte geheimnisvoll und lief dann den Weg zurück, woher es gekommen.

Nach wenigen Minuten legte der Kahn an der verabredeten Stelle an, um die Passagiere einzunehmen. Lenchen sprang, den Strohhut in der Hand, in einem Satz ins Boot, wovon dieses bedenklich schaukelte.

„Aber Kind, wie unvorsichtig!" rief Klaudia, die Hände entsetzt ineinander schlagend.

„Nicht so toll, Mädel!" echote Franz mechanisch und half dann dem noch zögernden Fräulein ins Boot steigen, welches nun im nächsten Augenblick geräuschlos unter den Weiden dahinglitt. Lena verwaltete nicht ohne Geschick das Steuer.

Vom jenseitigen Ufer scholl das vielstimmige Konzert der Waldbewohner herüber. Dort



nisteten und sangen ungezählte Krähen, Elstern, Habichte, die unteren Stimmen bildend, Finken und Amseln, von einem ganzen Heer Meisen unterstützt, den Sopran, und dazwischen girrten Turteltauben ihren einförmigen Tenor.

Den halben Weg bis zum Knie hatte unsere Gesellschaft schon zurückgelegt und noch saß jedes schweigend da und hing seinen eigenen Gedanken nach. Endlich warf Franz einen verstohlenen Blick auf sein Gegenüber. Er betrachtete das schöne Mädchen mit steigendem Wohlgefallen, wie es dasaß, die Augen träumerisch auf den Wald geheftet, als ob es ein geheimer Zauber gebannt hätte. Jetzt brach ein zitternder Sonnenstrahl durchs Laubdach, unter welchem sie dahinfuhren, und umkoste für einen Augenblick ihre liebliche Gestalt; nun fiel ihr ein Strahl gerade ins Gesicht.

In Franzens Brust regte sich's wie ein längst vergessener Traum aus der frohen, unschuldigen Kindheit. Er sah sich als kleinen Knaben an der sanften Mutter Schoß stehen, deren Geschichten lauschend von schönen Englein, die Gott vom Himmel frommen Kindern sende zu Schutz und Wehr. Und so müßten diese aussehen, wie das Mädchen vor ihm, wenn's überhaupt welche gäbe! Es wäre dazu angetan, alle Zweifel und den ganzen Trubel da tief, tief in seinem Innern immerfort stürmend und knechtend zu lösen und ihn glücklich zu machen . . . .

„Tut's Ihnen nicht leid um die armen Vög-



lein, Herr Dürken?“ unterbrach Klaudias melodische Stimme das Schweigen.

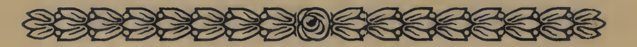
Franz setzte die Ruder tief ein, und dem Boot einen gewaltigen Schub gebend, sagte er: „Nein, Fräulein! Den Habichten der Tod, denn sie vertilgen uns all die kleinen Sänger im Walde. Übrigens hat ihr Schüler geschossen; ein scharmanter Jägersmann kann aus ihm werden.“

Klaudia neigte sich über Bord und fing einen vorüberschwimmenden Zweig auf, mit dem sie einige Male auf das Wasser klatschte, und sagte dann leise: „Ich denke, das Büblein wird noch einst Unheil anrichten; die Flinte gebührt dem Mann. Bitte, rechnen Sie mir's nicht als indiskret an, wenn ich Sie warne.

„Nun Sie da sind,“ versetzte Franz, einen Augenblick im Rudern anhaltend, „trete ich Ihnen natürlich den Bengel ab, 's ist sowieso ein undankbares Geschäft mit dem. Als ich die Zentralschule in H. beendigt hatte, meinte die Alte, ich müßte sofort perfekt unterrichten können und quälte und quälte, bis ich's mal versuchte. Ich sage Ihnen, das war eine interessante Einleitungsstunde!“

Klaudia lachte hell auf und sagte: „Sie fingen wohl mit dem Krähenballer an?“

„Ach was, wir kamen gar nicht bis zum Anfang: nach der zweiten Stunde wurde ich gnädigst verabschiedet, man fand, daß meine Unterrichtsmethode nicht ganz den gegenwärtigen Anforderungen entsprach.“



„Also Sie treten mir heute Ihre Rechte an Berni ab?“ fragte Klaudia.

„Hand drauf! Ich mische mich von nun an nie mehr in das Erziehungsgeschäft, solange Sie da sind.“

Franz hielt die kleine wohlgeformte Hand der Lehrerin einen Augenblick in seiner derben Rechten. Dann sagte er treuherzig: „Sie haben mich natürlich als den Hauptverderber der Bälger erkannt. Vielleicht werden Sie mit der Zeit etwas gelinder urteilen!“

Klaudia errötete verlegen und schwieg.

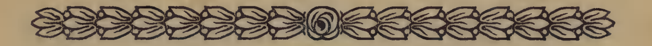
Der Kahn bog um den letzten Vorsprung. „Das Knie! Das Knie!“ riefen Berni und Lena zugleich.

Klaudia blickte mit Entzücken auf das Bild, das sich vor ihren Augen entfaltete. „Das ist ja einfach großartig schön!“ sagte sie, und an Franz gewandt: „Herr Kapitän, Ihre Passagiere waren zu garstig, nicht wahr? Nach Schifferbrauch müssen Sie uns daher aussetzen und unserem Schicksal überlassen!“

Franz hatte etwas anderes geplant, und nun dieser deutliche Wink!

Das Boot hielt am Knie, am Ziel des Ausflugs.

Klaudia nickte dem unschlüssigen Franz ein „Danke schön für die Freundlichkeit!“ zu und stieg mit den Kindern ans Land, die Stufen zur Paulieiche hinan. Oben wandte sie sich um, um die Aussicht zu prüfen.



Franz blickte nochmals hinauf, der Platz aber, auf dem sie gestanden, war leer.

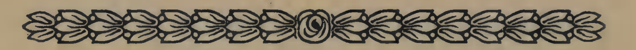
Mißmutig schickte er sich zur Rückfahrt an. Mit einigen gewaltigen Ruderschlägen brachte er das Boot in die Mitte des Flusses. Wieder legte er seine ganze Kraft ein, da fiel er plötzlich rücklings in den Kahn, denn ein Ruder war seiner Hand entglitten.

Nun kam's über ihn wie ein böser Dämon: die Stirnadern schwollen an, die Augen funkelten vor Wut und die Zähne knirschten aufeinander. Unsinnig arbeitete er mit dem gebliebenen Ruder drauf los, wie ein trotziger Knabe seine Wut an gefühllosen Dingen ausläßt. Das Boot umschrieb mehrere Kreise, es drohte jeden Augenblick umzustürzen. Jetzt griff er das Ruder mit beiden Händen und schleuderte es wild von sich ins Wasser.

„Das hat mit ihrem Singen die Loreley getan!“ krächzte es in diesem Augenblick spottend aus dem Rohr des jenseitigen Ufers zu ihm herüber.

Franz läßt sich vor Schreck nieder und starrt nach der Richtung, woher der grausige Gesang gekommen. Er blickt in ein frech grinsendes Gesicht, das ihn einen Augenblick nur aus dem Schilf anglotzt und dann mit einem widerlich hämischen Lachen verschwindet.

„Welch ein Scheusal!“ sagte Franz mit Grauen, nachdem er sich vom Schreck erholt hatte. Darauf neigte er sich über Bord, schöpfte in der hohlen Hand Wasser und kühlte lange Stirn



und Schläfe. Dann brachte er das Boot durch einige geschickte Bewegungen vermittelst des Steuers an das Ufer, schlang die Kette um den Pfosten und ging langsamen Schrittes und mit schlotternden Knien über die Buschwiese dem Hause zu.

Und die Turteltauben sangen ihm ihr monotones Lied vor, so lange und beharrlich, bis ihm deuchte, sie sängen: Tru—tu—ruh, nurrr, nicht du . . . nurrr, nicht du!





IV.

Tage kommen und fliehen, den Fröhlichen zu rasch und den Betrübten nicht rasch genug, wie's unter der Sonne geschieht, seit Mütterchen Eva in den verbotenen Apfel gebissen. Und wie könnt' es auch anders sein? Wer wünschte sich nicht lieber eine lange als eine kurze Freude, ein kurzes als ein langes Weh? Gott verleih uns in Gnaden fröhliche Tage!

Nicht wahr, Ohm Peter?

Ohm Peter aber schüttelt ernst sein weißes Haupt und spricht: . . . „ein selig End', denn das ist das best', was man wünschen könnt'!"

Ohm Peter ist ein origineller Mann, klein von Wuchs, korpulent und lebhaft, zeichnet sich weder durch tiefen Verstand noch durch Rednergabe aus, ja, kann nicht einmal ordentlich lesen und beherrscht die hochdeutsche Sprache nur sehr mangelhaft. Dennoch haben ihn seine Nachbarn zu ihrem Prediger gewählt, und das haben sie getan nur seines kindlichen Glaubens und rechtschaffenen Wandels wegen.

Und er ist sich der vollen Verantwortlichkeit seines Berufes bewußt, heute so gut als vor

3*

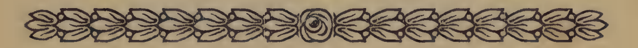


dreißig Jahren, als er ordiniert wurde. Seither ist er keinen Schritt vom Weg des Rechtes und der Wahrheit abgewichen. Treu und unverdrossen erfüllt er seine mitunter recht schweren Amtspflichten, obzwar die Wirtschaft darunter leidet, denn die Mennoniten zu Fredenshoff halten es für schriftwidrig, ihrem Prediger eine Unterstützung, etwa einen kleinen Jahresgehalt, zukommen zu lassen.

In der Regel besucht Ohm Peter einmal wöchentlich seine „Geschwister in dem Herrn" auf Dürkenchutor, denen er von Herzen zugetan ist; und wenn nur möglich, begleitet ihn Stina, seine ehrenwerte Gattin.

Da gibt's denn des Fragens und Erzählens immer viel und nimmt kein Ende, bis Ohm Peter sein abgelesenes Testament aus der Brusttasche zieht, ein „schönes Kapittel" vorliest und ein herzliches Dankgebet spricht, worauf sich die Alten verabschieden, und der wohlbejahrte Schweißfuchs vor dem schlichten Sitzleiterwagen sie wieder im ungezwungensten „Schlackerdrebbel" heimfährt.

Sie sind immer gern gesehene Gäste auf Dürkenchutor; nur Franz hatte bisweilen seinen Spaß mit dem alten Manne. Und wenn dieser ihn dann mit seinen wenig sprechenden Augen anblickte, glaubte jener, er verstehe den Spott nicht. Franz wußte nicht, daß Ohm Peter dabei gerade das empfand, was ein Mann im Silberhaar empfindet, wenn sich ein grüner Geck über ihn lustig macht. Er ahnte auch nicht, daß Ohm



Peter zuweilen sehr zornig ward in seinem Innern, und daß er sich dann immer schnell den Herrn Jesum ins Gedächtnis rief, der nicht wiederschalt, da er gescholten wurde. Darin lag die besondere Kraft dieses spaßigen Mannes.

Der Hausherr hatte soeben durch das gebräuchliche „Mahlzeit" die Mittagstafel aufgehoben, als sich die Tür öffnete und Ohm Peter auf der Schwelle des Speisezimmers erschien.

Er musterte zuerst lustig mit den Augen blinzelnd die Tafelrunde und sagte dann schmunzelnd: „Ach, das hab' ich mal abgepaßt! ihr eßt schon. Bei uns woll'n wir übrigens bald vespern. Ja, das Essen! Das liebe Essen! macht der Hausfrau immer so viel Müh' und Kopfzerbrechens, und 's muß sein. Das hat der weise Schöpfer so eingerichtet, damit wir so unser von ihm geschenktes Leben unterhalten!"

Nach dieser Einleitung begann die Begrüßung: jedes bekam seinen Kuß, weder Alter noch Geschlecht kam in Betracht.

Franz aber raunte Klaudia zu: „Reißen Sie aus! Ohm Peter rasiert sich nur in vierzehn Tagen einmal!"

„Er wird doch nicht?" fragte diese entsetzt zurück.

Franz kopfnickte beteuernd, trat dann einige Schritte vor mit der Absicht, den Ohm ein paar Sekunden aufzuhalten, damit Klaudia Zeit gewönne, zu entfliehen.

Er streckte ihm die Rechte entgegen und neigte sich mit gespitzten Lippen zu ihm nieder.



Ohm Peter aber machte keine „Anstalt“, Franz zu küssen, gab ihm die Hand und sagte kalt und kurz: „Schneid' dir erst den gottlosen Schnurrbart ab, wie sich's geziemt!“ Sodann mit seinem kurzen dicken Zeigefinger auf Klaudia deutend, sagte er: „Das ist denn auch die lutherische Lehrerin? Gott segne deinen Eingang und Ausgang!“ Klaudia neigte dankend das Haupt und bot dem treuherzigen Manne die Hand zum Gruß, worauf sie sich mit den Kindern aus dem Zimmer entfernte.

Die gastfreie Hausfrau befahl, den roten Borschtsch *) geschwind ein bißchen ans Feuer zu setzen, und freute sich dann, wie Ohm Peter sich daran labte. Der Hausherr aber ließ sich auch durch die Anwesenheit des Gastes nicht in seinem gewöhnten Mittagsschläfchen stören.

Während des Essens unterhielten sich Frau Dürken und Ohm Peter über dieses und jenes von hüben und drüben. Endlich fragte letzterer, seine schrille Stimme etwas dämpfend: „Ei, wie geht's mit der neuen Gouvernante?“

„So, wie Ihr es vorausgesagt, Ohm!“ antwortete die Hausfrau vergnüglich, „ich dachte, es würde eine vornehme, stolze Dame sein, aber nichts von dem. Sie redet mich an, wo sie mich nur sieht, sie kommt in die Küche und Kammer, und ich muß ihr alles zeigen und erklären. Manchmal muß ich geradezu „schmustern“**) dar-

*) Russische Kohlsuppe.
**) lächeln.



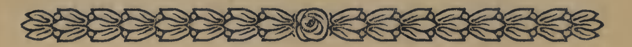
über, wie wenig so eine aus der Stadt nur weiß, und dabei ist sie viel gelehrter als der Schulmeister von Fredenshoff. Gestern abend schleudert dir das Kind einen ganzen großen Eimer Milch aus; sie war einfach nicht fortzukriegen von der Zentrifug. Nachher hat sie gepust und gelacht. Vom Melken macht sie nun einmal rein gar nichts: ein Strahl fährt auf die Erde und der andere in den Ärmel.

Und was die Kinder nach ihr sind! Lena träumt sogar die Nacht von ihrer Freundin; sie reden sich einfach mit Du an. Meiner *) sagt, das schade nichts, so lang' die Kinder nicht grob werden. Mir kommt es aber doch ein bißchen ... ich weiß ja nicht ... Nach dem Berni hat sie lange angeln müssen; der Jung' wollt' mal nichts von ihr wissen; er hat schon einige tüchtige Denkzettel bekommen. Von heut morgen aber, denk ich, hat sie ihn. Sie hatte eine Henne aus dem Holz hervorkommen sehen und dann mit Berni zusammen den halben Holzstoß aufgeräumt, um ans Nest zu kommen. Die Eier wurden in Bernis Hut gesammelt und mit Hallo hereingebracht, als ob das Haus gestürmt sollte werden."

„Erzählt sie auch mal von früher?" unterbrach der Gast den Redestrom der Wirtin.

„O ja, viel," versetzte diese, „sie spricht viel von ihrer verstorbenen Mutter und von einem gewissen Held, einem Pastor in Riga. Jeden

*) „Meiner" gebr. anstatt „mein Mann".



Tag kommt sie mit Lena und Berni zur Handarbeit auf eine Stunde 'rein. Manchmal liest sie uns aus einem schönen Buch vor, und die Stunde ist in einem Nu vorbei. Vor Lichtanstecken spielt sie Klavier und singt. Das geht uns allen so schön, und die Mägde lassen ihre Arbeit liegen, horchen und schluchzen vor Rührung. Auch Zuschneiden versteht sie; und wie mir das zupaß kommt!

Nein, nein, wenn meine Lena mal so eine Klaudia werden möchte, so klug und so freundlich und so fromm, ich würde von Glück reden!"

Nun legte Ohm Peter den Löffel beiseite, rückte seinen Stuhl etwas näher und sagte bedächtig: „Wer eine Mutter hat, der hat doch ‚gemeinhin' auch einen Vater oder wenigstens einen gehabt?"

Frau Dürken erklärte, das Fräulein selbst habe noch nie etwas von einem Vater gesprochen, und ihr Mann habe es verboten, zu fragen."

„Verboten, zu fragen?" wiederholte Ohm Peter, „in Fredenshoff wird schon so allerhand darüber gemunkelt. Ich denke, es wäre besser, den bösen Schein zu meiden. Ich für meine Person traue ja deinem Manne nichts Böses zu, dafür kenn' ich ihn schon zu lang' als einen aufrichtigen Jünger Jesu; aber die Leute sind sehr verschieden geartet, und wenn sie nichts über einen reden, ist's manchmal besser, als wenn sie auch noch was Gutes reden und hie und da was fallen lassen. Sie haben mich schon ‚Hott am Düstel' gelehrt in den vielen Amtsjahren. Du



mußt einmal mit ‚Deinem‘ darüber sprechen, ob ihm das gefallen wird, wenn da von einer ‚lutherischen Cousine‘ oder von einem ‚Stromerschwager‘ gered't wird? . . . und es ‚Ohmsgäng‘*) geben sollte?“

Frau Dürken war sehr aufgebracht über die bösen Zungen und schalt die klatschsüchtigen Fredenshoffer, die etwas geradezu aus der Luft aufgriffen, um ein „Gerede“ daraus zu machen. Es wäre schon am besten, nicht mehr nach Fredenshoff zu fahren.

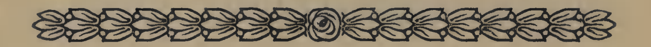
Ohm Peter sagte beruhigend, er habe ihr das nicht erzählt, um sie gegen die Fredenshoffer „aufzustacheln“ und Zank zu stiften, sondern um ihr den wohlgemeinten Rat zu erteilen, dem Geklatsch die offene Wahrheit entgegenzuhalten und dasselbe dadurch totzumachen.

Frau Dürken meinte jedoch erbost, das werde wohl die Warkentinsche aufgebracht haben, die habe „stündirlich“**) so ein glattes Maul, wenn's über andere geht, aber das von ihrer Gret ..., daran denke sie „mindag nich“.***)

„Du, hör' mal!“ rief sie erregt ihrem eintretenden Gatten zu, „die Fredenshoffer haben's schon sehr ‚drock‘ mit dir!“

„Und das wäre?“ fragte Dürken gähnend und ließ sich auf einen Stuhl neben seiner Frau nieder.

*) Wenn Prediger gezwungen werden, sich in eine Sache einzumischen.
**) stündlich, immer.
***) niemals.



„Eigentlich mit unserer Klaudia, wer doch wohl ihr Vater sei. Sie nennen das arme Kind schon nur ‚die lutherische Cousine‘.“

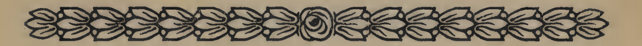
Dürken erbleichte, und seine buschigen Brauen zogen sich finster zusammen. Er schaute lange schweigend zum Fenster hinaus. Seine Gattin aber ließ entsetzt die Hände an den Seiten herabfallen; doch nur eine Sekunde lang währte die Anfechtung, dann war die vertrauensvolle Seele wieder mit sich im klaren.

Dem Ohm Peter fing's an ungemütlich zu werden, er hustete einige Mal, wie er immer tat, wenn er etwas ganz besonders Wichtiges hervorbringen wollte, und hob besänftigend an: „Ich sagte nur so zur Schwester, ob's nicht besser wäre zu handeln, wie geschrieben steht: Meidet allen bösen Schein! oder: Gebt nicht Raum dem Lästerer! Prüfe dich, Bruder, an diesem Wort und handle dann, wie's recht ist vor Gott und Menschen!“

„Muß ein Jünger Jesu denn alles an die große Glocke hängen?“ grollte Dürken, „darf es nicht auch etwas geben, das er mit dem Meister ausmacht?“

„Kein Muß! Kein Muß, Bruder!“ eiferte der greise Prediger, „nur Gnade, pure Gnade! Das ‚Wort beratet‘ uns, wenn's jemand zu schwer wird unter der Anfechtung, sich einem lieben Bruder zu vertrauen, damit er ihm beten helfe ... nichts als Gnade, pure Gnade!“

„Gut denn, ihr Lieben,“ sagte Dürken entschlossen, „ich werde euch mein Geheimnis mit-



teilen, das ich so viele Jahre mit mir herumgetragen, das mir soviel Frieden und Ruhe geraubt. Vielleicht, daß es mir leichter wird, wenn's herunter ist. Bewahret aber, was ihr hören werdet — vorläufig wenigstens —, in euren Herzen; ich glaube, ihr werdet später selbst finden, daß es am besten ist, über die Sache zu schweigen. Wo die neugierigen Fredenshoffer ein Stückchen von der Wahrheit geholt, daher sollen sie sich auch das Übrige holen."

Frau Dürken legte beide Hände auf ihres Mannes Knie und schaute ihm glückselig ins ehrliche offene Gesicht. Er aber strich ihr einmal und noch einmal über die runden Backen mit den tiefen „Kulkes" und hob an zu erzählen:





V.

In meinem vierundzwanzigsten Lebensjahr unterhielt ich ein Verhältnis mit Marie B., Tochter des Besitzers von Wolfsrachen im P...=schen Gouvernement, etwa drei Stunden von dem ehemaligen Landgut meiner Eltern gelegen.

Das Mädchen wurde gemeiniglich von jedermann „de schmocke Marie" genannt, und nicht mit Unrecht, denn ein hübscheres Menschenkind konnte man schwer finden. Marie aber war sehr eitel auf ihre Schönheit und gab dem Schöpfer die Ehre nicht, gleich dem König Nebukadnezar, da er auf dem Stuhl saß und sprach: „Das ist die große Babel, die ich gebaut habe durch meine große Macht, zu Ehren meiner Herrlichkeit!"

Ich befragte mich auch nicht erst mit Gott, denn ich kannte ihn noch nicht, sondern wählte nach meiner Augenlust. Der Gedanke schon, daß die „schmocke Marie" mir vor all den vielen Bewerbern, unter denen manch eine bessere Partie zu finden gewesen wäre, den Vorzug gab, erfüllte mich mit stolzer Genugtuung, und den Verlobungstag durchlebte ich wie in einem



schweren Sinnesrausch, aus dem ich nur den einen Gedanken mit heraustrug: „Sie gehört mir!“

Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Die etwa um zwei Jahre ältere Schwester Anna war gerade das Gegenteil der vielgefeierten Marie, vor allem lange, lange nicht so schön und auch nicht so geistreich, aber stillen, sanften Gemütes. Wer mit der lustigen Marie sprechen durfte, sah die bescheidene Anna nicht, also auch ich. Die Hochzeit sollte nach altem Brauch nach zweimaligem Aufgebot in der Kirche, also zwei Wochen nach der Verlobung stattfinden.

In den letzten Tagen vor der Hochzeit war's mir hie und da so vorgekommen, als ob die Anna mir etwas Heimliches zu sagen hätte, aber wer hätte dem närrischen Bräutigam etwas besseres sagen können als das nun so zärtliche Bräutchen? Daher wich ich einem Alleinsein mit der ernsten, bleichen Anna beharrlich aus.

Der Polterabendstag brach an. Schon früh saß ich im Sattel und ritt des Weges dahin, den mein kluger Traber mich schon so oft getragen.

Etwa eine halbe Stunde von der Ökonomie von Wolfsrachen bemerkte ich auf der Weidesteppe eine weibliche Gestalt gesenkten Hauptes langsam mir entgegenkommen. Bald hatte ich in der Lustwandelnden die sanfte Anna erkannt und rief ihr fröhlich zu: „Guten Morgen, Schwägerin! Wie, so früh?“

Sie aber nickte nur mit dem Kopf und winkte mir, näher zu kommen.

Ich sprang aus dem Sattel und ging näher.



Aber als ich ihr nun in das Gesicht geschaut, trat ich unwillkürlich einen Schritt zurück und fragte teilnehmend: „Aber Ännchen, du bist krank, was schadet dir?"

Ohne zu antworten sah sie mir steif ins Auge und fragte leise, aber mit fester Stimme: „Franz, liebst du meine Schwester sehr und aufrichtig?"

Ich ließ es an Beteuerungen nicht fehlen und wich auch ihrem mich scharf prüfenden Blick nicht aus. —

„Wenn du aber erfahren solltest, daß sie nicht aufrichtig wäre?"

„Solches sollte man mir erst ausreden!" versetzte ich drohend.

Unbeirrt fuhr das Mädchen fort: „Wenn ihr aber ein anderer, z. B. der Verwalter Rößler, besser gefiele als du, und sie nur an ihn dächte, auch . . . auch während sie dich küßt?"

„Anna, rief ich nun ungeduldig, „was hast du eigentlich? Morgen ist unsere Hochzeit, und kein Rößler darf mir bis dahin über den Weg und nachher erst recht nicht, ich wollt' es ihm raten!"

Anna schwieg etwas und blickte mich mit Wehmut und Mitleid an, dann sagte sie in demselben leisen, aber festen Ton: „Franz, Marie heiratet dich nur, um . . . verstehst nicht?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Nur, um sich . . . zu retten; verstehst du, was das bedeutet? . . . Marie ist . . . verloren für dich . . . und für mich!"

Nach diesen Worten hielt der Erzähler eine



Minute inne, strich einige Male mit der Hand über Stirn und Gesicht und fuhr dann fort: „Ihr Lieben, das war ein Schlag für den leichtfertigen Burschen. Mein gekränkter Ehrgeiz ging bald in bitteren Haß und Neid über, welcher von da ab mein ganzes Sinnen und Denken gefangen hielt. Mein Sohn Franz hat meinen natürlichen Charakter geerbt, einen gefährlichen Charakter; gäbe Gott, er käme bald auf den rechten Weg der Mannheit und des Glaubens!

Schon am nächsten Tag verbreitete sich das Gerücht, Marie sei mit ihrem Verführer spurlos verschwunden, und eine bedeutende Summe Geldes war mitgegangen.

Das gab natürlich eine furchtbare Aufregung in der ganzen Umgebung, denn niemand wollte sich's entsinnen, daß jemals auch nur eine mennonitische Jungfrau sich so weggeworfen hätte.

Der alte B., der bisher durch eine überschwengliche Liebe, eine richtige Affenliebe, für seine hübsche Tochter nicht das wenigste zu ihrer Verderbtheit beigetragen, war nun außer sich vor Zorn. Vor allem mußte die Mißratene notariell enterbt und die Anna als einzige Erbin eingesetzt werden.

Ich wurde allerseits aufs tiefste bedauert, kümmerte mich aber wenig darum, was die Leute mir sagten, sondern schmiedete für mich allein meine Rachepläne.

Gott ließ es nicht zu, daß ich in dieser Zeit meinem Rivalen begegnete, anders wäre ich jetzt sehr wahrscheinlich, das Gewissen mit einem



Mord belastet, in den trostlosen Erdwerken Sibiriens.

Nach zwei Jahren gab ich alle Hoffnung, den Rößler zu finden, auf, doch die Rache nicht.

Ein böser Geist hatte mir einen anderen, einen sicheren Weg zum Ziel zu gelangen, eingeflüstert.

Ich sagte mir, daß Rößler, der als Trunkenbold und Kartenspieler bekannt war, nicht viele Jahre mit dem Gestohlenen auskommen werde, und daß er, der schon in seiner letzten Stellung als Verwalter sich durch seine Unzuverlässigkeit und Trägheit ganz unmöglich gemacht habe, über kurz oder lang mit der „schmocken Marie“ in Armut und Elend geraten müsse.

Um ihnen nun den letzten und einzigen Weg der Unterstützung abzuschneiden, müsse ich die Anna heiraten. Das Bubenstück gelang, ich heiratete die sanfte Anna aus Rache gegen die „schmocke Marie“.

Nun flossen dem Erzähler die Tränen reichlich aus den Augen, und seine Stimme bebte, als er die Erzählung fortsetzte.

Der liebe Gott ließ auf diese nichtswürdige Handlung eine mehr als zehn Jahre währende glückliche Ehe folgen. Er schenkte uns den Paul, das Ebenbild seiner Mutter, und zirka ein und ein halbes Jahr später den Franz. Danach ist sie nie mehr ganz gesund geworden . . . und der Herr rief sie endlich ab, die treue, sanfte Anna . . .

Weder die Güte noch die Strafe Gottes hatten mich gedemütigt. Reich und jung, hätte



ich mit leichter Mühe eine zweite Ehe eingehen können, aber mein gottloser Sinn hing — zuerst versteckt nur — bald aber in leidenschaftlicher Liebe, dann wieder in glühender Rachsucht der „schmocken Marie“ nach.

Wieder begann ich, wie vor Jahren, eifrig nach ihr zu forschen; es schien aber, als wäre sie in die Erde versunken. Ich scheute weder Mühe noch Geld, um die Verschwundene aufzufinden. Und ich fand sie, aber wie? Verlassen, arm, elend und gebrochen mit einem vier- bis fünfjährigen Töchterlein. Sie ernährte sich kümmerlich mit Spitzenhäkeln.

Es war ein bitterkalter Wintertag, als ich nach N. kam, wo sich die Unglückliche ein kleines Stübchen im Erdgeschoß eines elenden Hauses gemietet hatte. Ich ließ mich abends an ihr Fenster führen. Da stand ich lange, in den warmen Wolfspelz gehüllt, vor dem kleinen Fensterlein mit den halbblinden Scheiben und lottrigen Laden und schaute in das dürftige, von einer kleinen Qualmlampe spärlich erhellte Stübchen.

Das ist also die „schmocke Marie“? lachte ich in teuflischer Freude vor mich hin. In das früher so hübsche Gesicht hatten Gram und Elend ihre Stempel gedrückt, und die Lippen, welche ich so oft leidenschaftlich geküßt, bedeckten kaum mehr die Zähne.

Vor der Unglücklichen, auf einem rohgezimmerten Tisch, saß ihr Kind, das Kind meines Todfeindes, im dünnen verwaschenen Kattun-



kleidchen und zitterte vor Frost, daß Gott erbarm!

Nun hatte ich genug, ich war befriedigt und reiste heim, in mein prächtiges, warmes Heim, das mehr als zur Hälfte aus dem Vaterhaus jener Armen mir in den Schoß gefallen war. Nun wollte ich heiraten, nun konnte ich ruhig und glücklich sein.

Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Weißt du, Frau, was mich an unserem Hochzeitstage so verstimmte? Erinnerst dich vielleicht noch daran, wie du in mich drangst, dir die Ursache davon mitzuteilen?"

Frau Dürken erinnerte sich ganz genau, als ob's erst gestern geschehen wäre —. „Sieh, das war der Trautext, den Ohm Peter gewählt." — Ohm Peter konnte sich nicht auf jenen Text besinnen, auch Frau Dürken nicht. —

„Irret euch nicht, Gott läßt sein nicht spotten, was der Mensch säet, das wird er ernten." So lautete der Text.

Der kam dem Ohm jetzt doch fast etwas unpassend für eine Traurede vor, aber Dürken fuhr fort: „Jedes dieser Worte traf mich wie ein Donnerschlag. Diese Worte waren die Ursache zu meiner Umkehr. Die Not der unglücklichen Marie, von der ich mir Ruhe und Frieden versprochen, wurde nun nach Gottes Ratschluß für mich eine Ursache zur steten Unruhe und vielem Unfrieden.

Ich reiste sofort nach N., um mein Unrecht an den Armen gutzumachen. Wieder stand ich



vor dem kleinen Fenster, aber um den Tisch, an welchem damals Marie mit dem Kinde gesessen, lungerten nun drei lustige Kumpane beim Kartenspiel. Auch konnte mir niemand sagen, wohin die frühere Mieterin mit dem Kind gegangen war. Ich ließ das ganze Städtchen absuchen — vergebens, keine Spur von der Gesuchten. Meine Angst wuchs von Tag zu Tag, und des Nachts standen sie im Traum vor mir, händeringend, hungernd, frierend oder sterbend. Ich kam mir vor wie ein gemeiner Dieb und Mörder. Weder Zeitungen noch Polizei hatten Erfolg, trotzdem ich am Lohn nicht kargte, und ich verzagte schier.

Endlich wurden meine vielen Gebete erhört. Ich aß in einem Gasthause in Odessa zu Mittag. Während des Essens unterhielt ich mich mit meinem Tischnachbar, einem Deutschen aus Riga.

Dieser Mann nun hatte auf dem Tisch die Nummer eines Rigaer Tageblattes liegen lassen, welche ich aus Langeweile durchsah.

Plötzlich fesselte mein Auge eine mit Pastor Held unterzeichnete Annonce folgenden Inhalts: „Eine unglückliche Frau mit Kind bittet um Aufträge in Spitzen usw. usw. Name der Straße und Hausnummer.“

Das sind sie! war mein erster Gedanke, und mit fieberhafter Eile machte ich mich fertig, um mit dem Eilzug nach Riga abzufahren.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Von Herrn Held erfuhr ich alles, was ich über die Vermißten zu wissen wünschte. Der greise, menschenfreundliche Mann flößte mir Zutrauen ein, und ich

4*



erzählte ihm kurz, daß die arme Frau meine gefallene und vom Vater verstoßene Schwägerin sei, teilte ihm auch meinen Entschluß mit, die Unglückliche heimzuholen und ihr den Teil der Güter zurückzuerstatten, der ihr nach dem Tode des Vaters zugefallen wäre.

Pastor Held hörte mir aufmerksam zu, dann erzählte er, wie er die Ärmsten gefunden. Es hatte ein arges Schneegestöber geweht, als er zu einem Sterbenden gerufen worden sei, der das heilige Nachtmahl verlangte. Auf dem Rückwege habe er die halberstarrte Mutter und Tochter in einem Hoftor zusammengekauert gefunden und sie ins Haus genommen. Sie habe ihm erzählt, daß ihr Mann Rößler heiße und Mutter und Kind sitzen gelassen, weil er ein wüster Mensch sei.

Darauf gab er mir den Rat, meinen Entschluß in betreff der Schwägerin nicht auszuführen, da dieser Rößler noch lebe und die Verlassene heute noch mit allen Fasern ihres Herzens an ihm hange, und er sie bald um Haus und Hof bringen würde.

Das war mir einleuchtend, und ich bat den lieben Greis um Rat. Dieser aber meinte, man müsse eine so wichtige Sache nicht übereilen und lud mich ein, bei ihm zu übernachten, am anderen Tage werde er mir dann seinen Vorschlag mitteilen.

Ich habe in jener Nacht wenig geschlafen vor Erregung und spazierte schon früh in dem kleinen Gärtchen neben dem Pastorat auf und ab.



Endlich kam auch Herr Held heraus. Nach der Begrüßung zog er mich auf eine Bank nieder und sagte ohne Umschweife: „Mein lieber Bruder in Christo, der Glaube ohne Werke ist tot, und der Heiland sagt: An den Früchten sollt ihr sie erkennen! Aber es bleibt ein schweres Vorhaben, das Sie mir gestern andeuteten! Mein Vorschlag erfordert viel aufopfernde Liebe Ihrerseits, dem Kinde jenes Mannes gegenüber.“ Ich sagte, mein Herz empfände jetzt nur herzliches Erbarmen mit den Unglücklichen, und mein Entschluß, gründlich zu helfen, stehe fest, nur wünsche ich seinen Rat, wie am besten zu handeln sei, damit mein Werk kein Pfuschwerk werde.

„Durch den Rößler?“ nickte der alte Mann eifrig. „Das ist richtig, und mein Vorschlag wäre dieser: Sie unterstützen Ihre unglückliche Schwägerin von Haus aus. Um ein anständiges Leben führen zu können, wird sie etwa zweitausend Rubel jährlich brauchen, miteingerechnet die Erziehung der Tochter. Diese Summe lassen Sie ihr zukommen, denn schwerlich wird sie sich entschließen, in ihre Heimat zurückzukehren; ich müßte mich sehr täuschen! Und dann lassen Sie die kleine liebliche Klaudia miterben, d. h. mit Ihren Knaben aus erster Ehe. Soweit wäre die Sache bei Ihren Verhältnissen noch leidlich gutzumachen, aber wenn ihre kränkelnde Mutter gestorben sein wird, was nicht lange dauern dürfte? Wenn ich davongehe? Dann, Bruder, beginnt Ihr Opfer. Vor allen Dingen aber wollen wir das tiefste Geheimnis über die Geschichte be=



wahren! Gott der Herr erleuchte und stärke Sie! Das soll mein täglich Gebet sein." Ich war vollständig einverstanden und reiste leichten Herzens heim.

Zwei- oder dreimal jährlich erhielt ich seither ausführlichen Bericht über meine Schützlinge, und es dünkte mir jedesmal ein unverdientes Glück zu sein, die Tränen der Armen zu trocknen und meine große Schuld abzutragen. Klaudia, unsere Lehrerin, durfte ein gutes Gymnasium besuchen und sich auf den Lehrerinnenberuf vorbereiten. Sie hat diesen Frühling die Anstalt mit der goldenen Medaille beendigt.

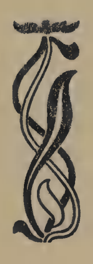
Alles ging gut. Da erhielt ich etwa vor zwei und einem halben bis drei Monaten die Trauerkunde von Herrn Held, daß die Mutter verschieden sei . . . die „schmocke Marie" — schreibt er, ist im Herrn entschlafen, auch ich gehe bald heim, heim . . . Was soll's mit dem Kind?

Das übrige wißt ihr, meine Lieben. Klaudia ist also wirklich Pauls und Franzens lutherische Cousine, und der Stromer Rößler mein Schwager.

Zwei Kinder, welche der wilden Ehe entstammten, sind schon vor Klaudias Geburt gestorben, und ich freue mich, nun ich weiß, daß die eitle Marie Vergebung im Blute Jesu gefunden und nach ihrem freudlosen, schmachvollen Erdenleben in ewiger Freude und Herrlichkeit mit ihren Vorangegangenen sein wird. Solches ist nun meine Genugtuung; ihre Klaudia soll unsere Tochter sein, gleichwie Lena, nicht wahr, Frauchen?"



Frau Dürken hatte während der Erzählung ihr Taschentuch mit viel Tränen genetzt. Sie blickte nun mit noch viel größerer Hochachtung zu ihrem Manne auf. Auch Ohm Peter war tief bewegt und sagte: „So führt der Herr seine Leute oft tief hinab und bringt sie dann wieder herauf, wenn's ihm scheint, es könnt' schon geholfen haben. Gott verleih uns einst ein selig End', denn das ist das best', was man wünschen könnt'!“





VI.

Es ist Samstag abend. In der einzigen möglichen Gastwirtschaft zu Tschertolupowka hat sich eine überaus heitere Herrengesellschaft versammelt, die „Kirche der Gottlosen“, wie Herr Dürken senior diese Zusammenkünfte nannte. Alle sind im schwarzen Frack — nach der alten Klubregel — erschienen.

Um 9 Uhr wird ein Imbiß genommen, bestehend aus Butterbroten mit kaltem Aufschnitt, gesottenen Eiern, Wurst, Heringen, Sardinen, Kaviar, Ölbeeren usw. usw., wozu unter allerlei Scherz und Kurzweil zahllose Schnäpschen „gelöscht“ werden.

Während die Herren essen und trinken, schwatzen und lachen, betrachten wir uns mit Muße einige der hervorragendsten unter ihnen. Dort, am oberen Ende der Tafel, sitzt der enorm reiche Kaufmann Rosenthal, ein steifer Kleinbürger im tadellosen Kostüm, dem jederzeit starkes Parfüm entströmt. Die älteren Fredenshoffer haben den Vater dieses Mannes recht wohl gekannt, wie er anfänglich im schäbigen Anzug einen schweren Holzkasten auf dem Rücken von Haus zu Haus gekeucht und allerlei Kleinigkeiten gehandelt hat. Dann ist er von Jahr zu Jahr



reicher geworden, und zwar durch Spekulationen mancherlei Art, hauptsächlich aber durch geheimen Branntweinhandel. Rosenthal junior spricht sehr überzeugungsvoll und eingehend, dazu sehr korrekt russisch, viel zu korrekt, als daß man in ihm nicht sofort den Juden wittern sollte.

Er unterhält sich mit seinem Tischnachbar, dem einzigen Klubisten in Uniform, deren zweimal gesternte Achselplättchen und rote Nahtstreifen im blauen Beinkleid den Polizeipristaw verraten. Haikin, so heißt der Pristaw, ist ein leidenschaftlicher Jäger. Die „vermaledeite" Schonzeit nähert sich nun ihrem Ende, und dann soll's an die Hasen und Füchse gehen . . . „will's Gott", auch an die „verfluchten" Wölfe.

„Nicht wahr, Franz Franzowitsch?" rief er lachend über die Tafel hinweg, „wann geht's los?" — „Morgen, Markian Tjerentjewitsch!" versetzte Dürken vom anderen Ende der Tafel.

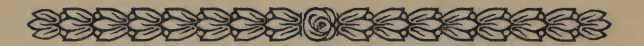
Haikin aber erhob drohend den Zeigefinger und fragte scherzend: „Oj! in der ‚Kutuska' sind wir schon mal gewesen, ha? Meine Straschniki haben einen scharfen Instinkt." —

„Was gilt's, meine Dianka ist schärfer!" —

„Dianka? Ist der Jagdhund schon angekommen?" forschte Haikin neugierig.

„Freilich ist er, und ein Hund, Markian Tjerentjewitsch! Hebt sich wie der Wind! Hab' auch Ähnliches bisher nicht gesehen."

Haikins Interesse war aufs höchste angeregt, Teller nebst Gabel und Messer ergreifend, verließ er seinen bisherigen Platz neben dem lang=



weiligen Rosenthal und setzte sich zu seinem Jagdgenossen Dürken.

Bald ist er auch im Fahrwasser.

Den beiden Jagdliebhabern zunächst sitzt der alte Feldscher Timofejew, ein Fünfziger im roten, schlecht gepflegten Vollbart, auf der breiten Stülpnase das unentbehrliche Pincenez, hinter welchem jederzeit zwei lebendige Äuglein auf der Lauer liegen. Timofejew war aller Liebling, treuherzig und human gegen jedermann, selbst gegen die Juden, dazu voller Schnurren und lustiger Einfälle.

Haikins Begeisterung wächst von Minute zu Minute, in demselben Maß verstärkt sich auch seine Stimme und vermehren sich verschiedene Kraftausdrücke, und sein Erzählen artet endlich in ein fast ununterbrochenes, weinseliges Beteuern, Schwören und Fluchen aus.

Die Tafelgenossen schauen bedenklich vor sich in die Teller; dann schielt einer nach des anderen Augen und liest aus ihnen, was er eben selbst denkt, nämlich: „Das kann heute schön werden . . . sintemal es noch nicht die zehnte Stunde ist.“

Die Situation fängt an, ungemütlich zu werden, da dröhnt plötzlich ein fürchterliches, gedehntes Gähnen durchs Zimmer. Niemand zweifelt auch nur einen Augenblick daran, daß Timofejew dasselbe produziert habe, und die Gesellschaft bricht in ein homerisches Gelächter aus, worin auch Haikin endlich, nachdem er sich vom Schreck erholt und dem Feldscher dieses und jenes gewünscht hatte, kräftig mit einstimmt.



Nun zogen die Herren sich in den Saal zurück und setzten sich reckend, mit der Zunge schnalzend oder die Finger knackend um die Tische zum Kartenspiel. Manch gelungener Witz wurde noch an Timofejews Adresse vom Stapel gelassen, bis endlich das Spiel die volle Aufmerksamkeit der Spieler in Anspruch nahm und Ruhe eintrat, die nur ab und an durch den Klang einer auf den Tisch geworfenen Münze oder durch ein „Paß", — „Remis", „Duj!" usw. unterbrochen wurde.

Franz Dürken spielt nicht Karten, nicht, daß er es wie seine Glaubensgenossen für Sünde hält, sondern weil das Spielen ihn langweilt. Der alte Timofejew spielt grundsätzlich nicht. Beide setzen sich dann an einen etwas abseits stehenden Tisch und unterhalten sich beim Glase Bier mit halblauter Stimme über allerlei Tagesneuigkeiten und Zeitungsberichte, verlassen auch in der Regel den Klub um einige Stunden früher als die übrigen.

An diesem Abend wollte das Gespräch zwischen den beiden Nichtspielern gar nicht in Fluß kommen. Dürken war auffällig schweigsam und zerstreut; er schielte häufig nach dem nächsten Tisch hinüber, als ob er das Spiel verfolge, und malträtierte dabei entsetzlich seinen langen Schnauzer.

„Zum H . . . . r, wo hab' ich die Fratze gesehen?" brummte er halblaut vor sich hin.

„Welche Fratze?" fragte der Feldscher leise.

„Jenen, wie stellte man ihn doch vor . . . Roß . . . Roßdieb . . . Rößler?"



Timofejew erklärte mit noch mehr gedämpfter Stimme: „Das ist ein Landsmann von Ihnen, ein Deutscher, heißt natürlich Karl Iwanowitsch, ist ein amerikanischer general marchent, besucht die Plätze seiner Jugend. Früher ist er auf einem großen Landgut im Süden Verwalter gewesen und hat später in Amerika sein Glück gemacht. Um seine Fratze mag der T..... ihn neiden, aber sehn Sie mal seine Manieren und sein Auftreten, ein vollständiger Großstädter. Und wie hoch er spielt, unseren Tschertolupower Aristokraten bricht jederzeit der Angstschweiß aus allen Poren, wenn's angeht, aber sie kriechen Abend für Abend und bringen ihm den sauer verdienten Monatslohn. Wem nicht zu raten, dem ist auch nicht zu helfen!"

Franz rieb sich die Stirn mit der Hand, und den Blick unverwandt auf Rößler gerichtet, sagte er halblaut: „Das versteh ich nicht!"

„Was verstehen Sie nicht?" fragte Timofejew verwundert.

„Der Kerl spielt falsch."

„Was Sie sagen?"

„Beobachten Sie ihn nur aufmerksam, wenn er die Karten mischt!"

Rößler hatte wohl bemerkt, daß man ihn beobachtete und richtete sich darauf ein. In der scheinbar besten Laune von der Welt schob er Haikin eine ziemliche Summe hin, die er nun an demselben verloren, und krächzte plötzlich über den ganzen Saal hinaus: „Das hat mit ihrem Singen die Loreley getan!"



Sei es der deutschen Weise oder der häßlichen Stimme wegen, genug, die Gesellschaft brach in ein brüllendes, anhaltendes Gelächter aus.

Wie von einer Natter gestochen war Franz aufgesprungen und näherte sich dem Fremden mit geballten Fäusten.

Doch dieser war für alle Fälle gewappnet. Sich tief verneigend, rief er mit lauter Stimme dem Herannahenden entgegen: „Ach, Franz Franzowitsch, was aus dem kleinen Büblein ein Mann geworden! Alte Bekannte, alte Bekannte, freilich, einseitige Bekanntschaft!“

Darauf sagte er unter lautem Gelächter in deutscher Sprache: „Bin der leibhaftige Vater ihrer Lehrerin; ihrer Flamme, was? Chi, chi, chi!“ —

Franz erbleichte.

„Nun, nun, mein Sohn, Jugend hat keine Tugend! Meinen väterlichen Segen, junger Mann! Chi, chi, chi! Väterlicher Segen baut den Kindern Häuser, und umgekehrt, chi, chi, chi!“

Mit diesen Worten schob er seinen Arm in Franzens und führte den Verdutzten und Überrumpelten ins Büfettzimmer.

Bevor sie die Schwelle überschritten, wandte Rößler sich nach den Spielgenossen um und sagte gleichmütig lachend: „Bitte, meine Herren, entschuldigen Sie uns einen Augenblick, wir haben ein Sekret miteinander — ein kleines Duell, aber ich versichere Sie, ohne Pistole und Degen, chi, chi, chi!“ — — — —

— — — — — — — — — — — —



Über Dürkenchutor lagerte tiefer Nachtfrieden. Hoch in der Luft hing das Silberhorn des Mondes, an dem lichte Wölkchen gravitätisch vorüberzogen. Die ersten leichten Nebel von fahlem Mondlicht durchwirkt, entstiegen der erkühlenden Erde. Die Hähne begannen zu krähen.

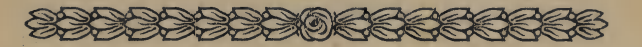
Klaudia hatte einen langen Brief beendigt und ihrem väterlichen Freund ihre Herzensgedanken erzählt unter vielen Tränen der Sehnsucht. Jetzt öffnete sie das Fenster und ließ mit Behagen die kühle Nachluft über die glühende Stirn fächeln.

Kaum jedoch hatte sich das Auge etwas an das Halbdunkel draußen gewöhnt, als sie mit einem Schrei des Entsetzens zurückfuhr. Wenige Schritte von ihr hielt regungslos wie eine Statue ein Reiter hoch zu Roß.

„Erschrecken Sie nicht, Fräulein!“ bat eine bekannte Stimme, „ich komme soeben aus dem Klub . . . ich habe . . . habe Ihren Vater . . . ich bin . . .“ —

„Sie sind betrunken, Herr!“ unterbrach ihn Klaudia empört und schloß das Fenster.

„O, welche Roheit! Süßer Vatername! O heiliges Wort, dürft' ich einmal nur dich aussprechen! Ein einziges Mal nur, wie andere Kinder . . .! Vater, Vater, was hast du gemacht aus mir, du Unglückseliger! Unverwischliche Schmach ist das Vermächtnis deiner Tochter, und ein zweckloses Dasein! Möge dir Gott vergeben, was du an Mütterchen und an mir übel gehandelt hast . . . Komm doch wieder! Viel-



leicht bist du mehr unglücklich als schlecht? Ich wollte dich hegen und pflegen und um dich sein! ‚Sei wieder gut!‘ will ich dich alle Tage bitten, bis du ein guter Mensch bist wie Herr Dürken und die anderen Männer alle, bis ich dich dir selbst abgerungen habe . . . wenn du alt und krank wirst, wer wird dich pflegen? Wer wird dir die Morgenschuh' bringen! ... O, dürft' ich nur ein einziges Mal ‚Vater‘ sagen!“

So wehklagte händeringend die Waise vor dem Bilde ihres ehrvergessenen Vaters, welches ihr die sterbende Mutter mitsamt dem traurigen Geheimnis übergeben.

Und solches waren ihre letzten Worte gewesen: „Mein armes, armes Mädchen, ich gehe nun hinüber zu meinem Heiland, der auch mich erkauft und erlöst hat. Wenn du in deinem Leben dem Manne begegnest, so sage ihm dieses: Deine Marie hat dir alles von Herzen vergeben um Christi willen! Wenn er vor deine Tür kommen wird, elend und gebrochen, verstoß' ihn nicht, den Unglücklichen, hilf ihm zurecht! Vielleicht vermagst du seinen bösen Sinn zu brechen, was mir nicht gelungen ist! Und der Allmächtige segne und behüte dich“ . . . . . Dann war sie friedlich hinübergeschlummert.

Klaudia aber bewegte der Mutter Worte in ihrem Herzen von Stund an; doch hatte sie bisher auch nicht das geringste von dem Manne gehört, dem sie das Wort von Vergebung übermitteln sollte.

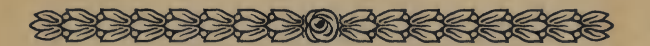


VII.

Am folgenden Morgen hatte Franz eine lange Unterredung mit seinem Vater. Er erzählte ihm seine Begegnung mit Rößler und teilte ihm auch dessen festen Entschluß mit, seine „Rechte auf Klaudia“ geltend zu machen.

Der Vater hörte ihn ruhig an. Dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Rößler hat keine Ansprüche auf Klaudia, d. h. auf ihr Erbe, denn darauf hat er's natürlich nur abgesehen. Das wirst du begreifen, Franz, wenn ich dich mit dem wahren Sachverhalt werde bekannt gemacht haben.“

Nun erzählte er dem erstaunten Sohn in kurzen, einfachen Zügen das, was wir über Klaudias Herkunft schon wissen, verschwieg ihm auch nicht, daß ihre Mutter einst seine verlobte Braut gewesen sei und schloß mit den Worten: „Dein Großvater hat Tante Marie enterbt und deine Mutter als einzige Erbin eingesetzt: die Schrift — das Dokument — liegt dort im Schreibtisch. Ich denke, nachdem du nun Klaudias trauriges Geschick erfahren hast, wirst du keinen Protest erheben, wenn ich das arme Mäd-



chen adoptiere und ihm einen Namen und ein Heim biete, d. h. einen kleinen Teil von dem, das ihm eigentlich doch gehört, zurückerstatte, um so mehr, da das im ersten Zorn abgefaßte Testament sicherlich nur dank dem plötzlichen Tode des Großvaters bis heute in Kraft geblieben ist!“

Franz war voll und ganz damit einverstanden.

Der Vater drückte ihm warm die Hand und fuhr fort: „Was beginnen wir aber, um den Verworfenen seiner Tochter fernzuhalten? Er hat mir in wenigen Wochen schon mehr als tausend Rubel erpreßt; gestern erhielt ich wieder einen Drohbrief mit der Forderung auf tausend Rubel und mit dem Bemerken, daß er im Weigerungsfalle Montag seine Tochter sehen werde.“

So redete nun der Vater mit seinem Sohne wie ein Freund zum Freunde.

Franz aber freute sich in seinem Herzen über das Zutrauen, das sein Vater ihm schenkte, denn darauf hatte er bisher umsonst gehofft. Er blickte ihm in das treue Auge und dachte bei sich: „Das hast du um dein sumpfiges Tschertolupowka drangegeben und hast dich betrogen!“ Und er taute auf vor seinem Vater und erzählte ihm alles, was ihn bewegte, daß er seine Cousine so gern habe und ohne sie alle Freude am Leben verliere, denn ihr Liebreiz halte ihn ganz gefangen, und bat flehentlich, bis an die Haarwurzeln errötend, der Vater möge sie ihm zum Weibe geben.

Der Vater hörte ihn schweigend an. Wohl umgaukelte ihn ein Bild aus alten Tagen, und

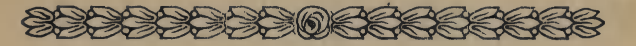


die „schmocke Marie“, deren Tochter es nun seinem Sohne angetan hatte, stand wieder lebendig vor seinem Geist. Nun raffte er sich zusammen, fuhr einmal mit der flachen Rechten über Stirn und Gesicht und hob leise an:

„Mein Sohn, ein braveres und redlicheres Weib dürfte ich dir nicht wünschen, aber — gesetzt auch, das Hindernis, welches in eurem verschiedenen Glaubensbekenntnis eurer ehelichen Verbindung entgegentritt, werde beseitigt, — wird Klaudia dir auch folgen wollen? Bist du deiner Sache gewiß? Bedenke, mein Lieber, durch einen Heiratsantrag, den sie nicht annehmen kann, treibst du die Heimatlose in die kalte, fremde Welt hinaus. Solches tust du nicht, nicht wahr? . . . Wie man um eine Klaudia zu werben hat, muß der Verstand dem Jüngling sagen.“

Während des Frühstückens wurde wieder, wie allsonntäglich, recht umständlich die Frage des Kirchenfahrens erörtert. Zur höchsten Verwunderung aller und Freude der Mutter erklärte auch Franz sich bereit, mitzufahren. Ja, sie konnte nicht umhin, solches Ereignis sofort der Tante Ida ins Ohr zu schreien, worauf diese einen kurzen forschenden Blick auf den Neffen warf; und es schien, als ob über die harten Züge ihres faltigen Gesichtes ein leichter Lichtschimmer huschte . . . .

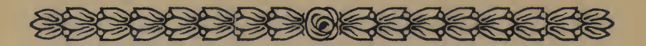
Ohm Peter betrat die Kanzel, wünschte der Gemeinde den Frieden Gottes, welcher höher ist



denn alle Vernunft, und sprach das Morgengebet. Darauf ließ er seine Augen einige Sekunden lang wie suchend in der Kirche umherschweifen, und als er Franz Dürken unter den Zuhörern gewahrte, hob er an: „Im Herrn Geliebte, als ich gestern abend mit meiner lieben Frau nach einem Text für heute suchte, wurden wir uns einig auf 1. Joh. 4 von Vers 1 bis Vers 6. Heute aber habe ich Freudigkeit, über einen anderen Text zu reden, nämlich, der verschrieben steht im Galater ‚Kapittel‘ 6 Vers 7 und lautet wie folgt: ‚Irret euch nicht, Gott läßt sein nicht spotten, denn was der Mensch säet, das wird er ernten.‘ Bis so weit die Worte unseres Textes, über die ich ein Etwas zu sprechen gedenke, insoweit mir Gott dazu Kraft verleiht. Liebe Zuhörer, vor mehr als zehn Jahren hatte ich einmal die verlesenen Worte der Heiligen Schrift zum Trautext genommen. Der Bräutigam hatte sich — wie er mir später mitteilte — über diesen Text sehr geärgert. Die Worte aber hat er nicht wieder los werden können, bis er sich zum Heiland bekehrte. Vielleicht ist auch heute einer da unter der lieben Jugend, der sich über die harten Worte ärgert, dem sag ich, wer er sein mag, das ist nicht mein Wort, sondern des großen lebendigen Gottes Wort, dessen geringster Knecht ich nur bin . . . .“

— — — — — — — — — — — —

Mit verdoppeltem Eifer warf sich Franz in seine schweren Alltagspflichten als Wirtschafter des großen Gutes. Mit der ganzen Kraft seines



trotzigen Willens kämpfte er jede Anwandlung zum Zorn nieder.

Die faulen, diebischen Arbeiter, welche an Franzens und seiner Prikaschtschiki Fluchen und Haue gewöhnt waren, blickten anfänglich mit Mißtrauen auf das Gebaren ihres Gebieters, dann aber fingen sie an, sich darin zu gefallen, als Mensch angesehen und behandelt zu werden und besserten sich, ausgenommen einiger weniger der Hartgesottensten, die ihn dann auch tagaus, tagein auf harte Proben stellten. Mit Tschertolupowka brach er ganz ab.

Also warb Franz um seine lutherische Cousine.

Alles, alles gelang nach und nach, nur eines nicht, seinem Endziel war er in all den Wochen nicht um eines Haares Breite nähergerückt. Zwar hatte er sich vor Klaudia schon am folgenden Morgen entschuldigt, daß er sie in so tölpelhafter Weise erschreckt habe, daß er aber nicht betrunken gewesen. Sie jedoch hatte ihn mit kühlen, kurzen Worten gebeten, ihr das unbedacht gesprochene Wort zu verzeihen, und ihn seither — — nicht mehr angesehen.

Armer Franz! Wie er so müde mit halbgeschlossenen Augen auf seinem Pferde hängt! Seine Wangen werden von Tag zu Tag hohler, und im sonnenverbrannten Gesicht wuchert ein struppiger Vollbart.

Zu verschiedenen Malen hatte er versucht, ein Gespräch mit seinem Vater anzuknüpfen wie damals in jener glücklichen traulichen Stunde; aber umsonst: der Vater hatte seinem Sohne



gegenüber wieder das frühere Benehmen angenommen, d. h. er sprach fast nie mit ihm, und wenn er's tat, klang diesem jedes seiner Worte wie ein Tadel oder wie die Zurechtweisung eines Knaben. Darüber aber, was Franzens ganzes Herz erfüllte, hatte er seither kein Wörtlein verloren. Daraus, daß Klaudia ihn so beharrlich keines Blickes mehr würdigte, glaubte Franz immer fester schließen zu müssen, der Vater habe ihr sein Geheimnis verraten, vielleicht gewarnt — natürlich als Vater, welcher in uneigennützigster Weise das Glück seines Sohnes opfert, um das arme „Kind" nicht unglücklich werden zu lassen.

Franz wurde von Tag zu Tag verschlossener. Zur Kirche fuhr er gar nicht mehr, und als die Stiefmutter nicht abließ, ihn jeden Sonntag darum zu quälen, hat er ihr endlich mit Grimm und Hohn geantwortet, Ohm Peters Quatsch wolle er sein Lebtag nicht mehr mitanhören.

Endlich ist Ohm Peter selbst herübergekommen und hat ihn innig gebeten, er möge sich bekehren, eh' es zu spät sei. Franz aber hat ihn mit rohen Worten derart gekränkt, daß er sofort schweigend seinen Schweißfuchs vom „Wollm" gelöst, in den Wagen gestiegen und davongefahren ist. Als er sich einmal umgesehen, hat man eine schwere Träne über seine Wange rollen sehen.

Alle wichen dem Franz scheu aus; nur klein Lenchen ließ nicht ab, seinen großen Bruder zu lieben. Es suchte ihn auf, wenn er in seinem Zimmer saß und finster vor sich hin brütete, kletterte auf seine Knie, kämmte ihm den zer-



zausten Bart, streichelte die hohlen Wangen und die Stirn, liebkoste ihn und plapperte, bis er freundlich wurde und das Schwesterlein an seine breite Brust drückte.

Einmal fragte er: „Putchen, bist du bekehrt?“

„Nein, noch nicht.“

„Und deine Lehrerin?“

„Ich . . . ich weiß nicht, sie hat das noch nicht einmal gesagt, aber ich denke, die ist.“

„Und ich, bin ich bekehrt, wie meinst du?“

„Du!?“ fragte Lenchen mit aufrichtigem Staunen zurück, worauf Franz so schrecklich lachte, daß dem Kind angst wurde. Es lief sofort zu Klaudia und erzählte ihr alsbald das Gespräch mit dem Bruder.

Diese aber sagte nach kurzem Besinnen: „Wenn dein Bruder dich nochmals fragen sollte, ob ich bekehrt sei, so sage ihm, daß ich den Herrn Jesus von Herzen liebe und an ihn glaube, die Worte ‚ich bin bekehrt‘ mag ich nicht aussprechen, weil der Herr Jesus sagt, niemand ist gut, als nur der Vater im Himmel.

Rößler hatte Wort gehalten und an jenem Montag seine Tochter gesprochen.

* * *

Wer wollte die Gefühle beschreiben, welche die Verlassene beseelten auf jenem geheimnisvollen Gang, als sie dem Wunsch ihres unbekannten Vaters gemäß zur bestimmten Stunde



auf dem schmalen Steg über die Malaja der Paulieiche zueilte, wo sie ihn zum erstenmal sehen sollte, wo sie ihm das Wort von Vergebung übermitteln durfte; wo sie anfangen wollte, um ihn zu werben?

Sie betete viel und inbrünstig in dieser bangen Stunde. Jetzt tritt sie in die Lichtung am Knie; richtig, dort auf der Bank unter der Eiche sitzt ein Herr und blickt unverwandt auf seine Taschenuhr. Ein vornehmer Herr, wie's scheint. Das Herz klopft ihr bis zum Zerspringen. „Ach, Gott," seufzt sie nochmals, „steh' mir zur Seite! Laß mich das rechte Wort finden!" . . .

Seit jener ersten Begegnung sahen sich Vater und Tochter wöchentlich ein- bis zweimal. Von Woche zu Woche aber wurde Klaudia ernster und schweigsamer; aus ihrem offenen, freundlichen Gesicht verschwand nach und nach alle Wärme und machte einem scheuen, bisweilen auch frostigen, abweisenden Ausdruck Platz.

Franz hatte wohl die Veränderung an Klaudia bemerkt, jedoch — wie wir oben gesehen — falsch gedeutet. Anstatt nach vollbrachtem Tagewerk der Ruhe zu pflegen, treibt er einsam auf dem Felde umher, am liebsten auf der langen Mohila. Dort sitzt er bis in den späten Abend hinein und hängt seinen trüben Gedanken nach.

Der Wind rauscht durch die Äste und schüttelt eine Menge gelber Blätter auf die Erde nieder. Durch das Schilf geht ein geheimnisvolles Flüstern, und kosend berühren einander „die



Woppen" auf den langen Schilfstäben am Ufer der Malaja.

Der junge Mann ahnte nicht, was die Einsamkeit für ihn aufgespart hatte.

Wieder saß er eines Abends unter der Pauli-eiche, von dichtem Gestrüpp verborgen, in düsteren Gedanken verloren. Die Sonne war längst untergegangen. Da hörte er plötzlich aus nächster Nähe eine bekannte Männerstimme in rohem, vorwurfsvollem Ton: „Du läßt mich lang' auf dich warten!"

„Ich konnte mich nicht früher aus dem Hause schleichen!" entgegnete eine weibliche Stimme, die er sofort als Klaudias erkannte, „hier ist mein Lohn, den ich bis dahin verdient', mehr hab' ich nicht erspart!"

Statt des Dankes krächzte Rößler: „Du Törin, dienst wie eine Magd um so einen Lumpenlohn, während der halbe Dürkenchutor dein ist . . . verstehst du? Dein Eigentum, und das mit vollem gesetzlichen Recht! Doch jetzt ist meine Geduld erschöpft, entweder — oder! Entweder du heiratest den Affen, den Franz, oder bringst mir das Papier aus Dürkens Schreibtisch, welches uns um unser Erbe gebracht, oder . ." Rößler stieß das mit vor Wut bebender Stimme hervor.

Klaudia antwortete leise, aber entschieden: „Vater, ich werde Tag und Nacht für dich arbeiten, dir all meinen Verdienst geben, damit du ihn vertun kannst, aber was du von mir verlangst, wird nie geschehen, nie!"



„Wird nie geschehen?“ schrie der Vagabund heiser und sprang wie ein Tiger mit geballten Fäusten auf das tödlich erschreckte Mädchen los. Im nächsten Augenblick aber stürzte er, von einem wuchtigen Faustschlag getroffen, zu Boden.

Klaudia war vor Schreck niedergesunken, und es umfing sie eine tiefe Ohnmacht.

Als sie endlich die Augen öffnete, war der Vater bereits verschwunden, vor ihr aber kniete Franz und kühlte ihre Stirn und Schläfe mit seinem unten im Fluß genetzten Taschentuch. Er schaute ihr so ängstlich besorgt ins Gesicht, daß sie sich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

Sie reichte ihm müde die kleine Rechte hin und lispelte kaum vernehmbar: „Danke schön, danke! Du bist so freundlich, Cousin!“

Und nach einigem Schweigen fragte sie: „Hast unser Gespräch gehört?“

Franz entschuldigte sich, daß er ein unfreiwilliger Zeuge gewesen, und sagte: „Jenes Buben Absicht ist uns schon längst kein Geheimnis mehr. Wir haben alles Mögliche versucht, um ihn von Ihnen fernzuhalten, Fräulein, um Ihnen dieses Herzeleid zu ersparen . . . doch vergebens, wie ich heute gesehen! Sagen Sie nur ein Wort, und ich . . . ich schlag' ihn heute noch tot . . .“

„Er ist mein Vater,“ unterbrach ihn Klaudia rasch und erhob sich von der Erde.

Auf dem Heimweg lehnte sich Klaudia müde auf Franzens starken Arm.

„Ich hab' euch alle auf Dürkenchutor so gern,“



sagte sie unterwegs zu ihrem Begleiter, „ihr seid alle so gute Leute, auch du, großer Cousin, bist so freundlich zu mir, trotzdem du nun meine dunkle Herkunft kennst, und das Lenele lieb' ich mehr als mein Leben; es ist mir unentbehrlich geworden, das liebe Kind! Du allein wirst verstehen, warum meines Bleibens hier nicht mehr ist, weil du die häßliche Szene mitangehört hast. Jedes Zeichen eurer großmütigen Liebe würde mich in meinen Augen immer mehr heruntersetzen. Nur um eines bitt' ich dich herzlich: Wenn ich erst fort sein werde, dann erzähle deinen Eltern, was du gesehen und gehört hast, damit sie mich nicht undankbar schelten! Ja, Franz?" Sie drückte leise ihres Begleiters Hand und blickte bittend zu ihm auf.

Franz aber war tief betrübt über des Mädchens festen Entschluß, er umklammerte die kleine Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Das tue doch nur ja nicht, denn das Herzeleid, welches du uns allen damit zufügst, ist unberechenbar. Gehörst du doch zu uns, denn der Vater hat dich adoptiert. Wie wollten wir, wie könnte ich ohne dich wieder froh werden? Wir bangen alle um dich, und du sprichst von Großmut! Klaudia ... du machst dich selbst verantwortlich für dein trauriges Schicksal . . . sag' bloß, mit welchem Recht?"

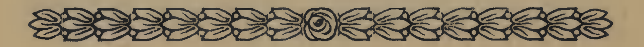
„Das nicht, mein Freund," entgegnete Klaudia ruhig, „ich will ihm nicht feige zu entweichen suchen, sondern es als von Gott auferlegt betrachten und mutig tragen, bis er's wieder



herunternimmt von meinen schwachen Schultern . . . darum laß mich ziehen!“

„Weiß Gott,“ versetzte Franz, „das ist keine richtige Auffassung! Ich denke, das Schicksal muß man bekämpfen und nicht tragen. Es ist von Haus aus schwächer als der Wille des Menschen und biegsam, mürbe und elastisch. Man knetet und formt es nach Belieben. Läßt du es ruhig auf dem Nacken, so wird es hart und immer schwerer, bis es dich vollends niederdrückt. Jedenfalls ist das Schicksal, sofern es störend in das Leben des Menschen eingreift, sein Feind, dem man tapfer begegnen muß.“

„Gott versucht niemand über sein Vermögen und gibt, daß die Versuchung so ein Ende nimmt, daß ihr es könnet ertragen,“ sagte Klaudia, „das ist's, was mich nicht verzagen läßt. Bisweilen spür' ich sogar ordentliche Kräfte in mir in dem Bewußtsein, daß statt meiner eine starke Hand meine Schicksalsfäden festhält. Das Schicksal ist oft wie der Sturm, der das Leben des Menschen gründlich aufwühlt und reinigt. Wie willst du ihm wehren, wenn es mit voller Gewalt dein Leben durchpeitscht? Wie willst du nachher den Schaden wieder heilen? Ist nicht die stille Ergebung in sein Schicksal ein großartiger Kampf, wo's gilt, sich selbst zu bekämpfen, sein eigen Wollen, Empfinden, seine Neigungen und Wünsche? Wohl bin ich an meinem schweren Schicksal nicht schuld, wenigstens in der Hauptsache nicht, fühle mich aber schuldig, dasselbe ohne Murren zu tragen, darum geh ich von euch,



aus einem Hause, wo ich nur Liebe genossen. Und wollte ich bleiben, so wär's eine Selbsthilfe, und ich würde mir selbst verächtlich vorkommen."

Franz schwieg. Er preßte die ihm zum Abschied dargebotene Rechte an seine Lippen und ging, nachdem sich hinter Klaudia die Tür geschlossen hatte, zurück in den Garten. Seine Brust war zum Zerspringen voll. Stundenlang ging er im Gartenweg auf und ab und grübelte dem Schicksal nach. ... „Ja, und wenn sie in die Krallen jenes verdammten Schurken fällt," murmelte er halblaut vor sich hin, „mit ihrer sentimentalen Anschauung über Pflichten ... ist sie verloren ... die Engelgleiche ... für mich verloren ... verloren, hörst du? Dann was? Dann trage — dein Schicksal ... ja, und was bleibt mir dann noch zu tragen?" Er lachte herb auf. „Ha! ein Sklave seiner Schicksale sein? Was die frommen Leute spaßhaft sind ... nein, bei Gott, ich bleibe noch mein Herr und Herr meiner Schicksale! Ach, Gott! ach, Klaudia! warum ist es so erschrecklich auf dieser Erde? Ha! ha! Sag' doch ein Wort! Sag' das richtige Wort für mich ..."





VIII.

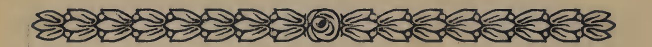
Am nächsten Morgen wurde Franz durch lautes Poltern an der Tür geweckt. Ein schwerer Traum, gegen welchen er lange vergeblich ankämpfte, hielt den Schläfer umfangen. Als jedoch die Stiefmutter rief: „Franz, Franz! Spitzbuben sind eingebrochen!" war er bald munter, fuhr in die Kleider und eilte in den Korridor, woher ihm ein großer Tumult entgegenschallte.

Die Diebe hatten eine Fensterscheibe eingedrückt und waren in Dürkens Zimmer eingedrungen, wo sie den Schreibtisch erbrochen und einiges Kleingeld entwendet hatten.

„Das werden wir leicht verschmerzen," sagte Dürken sorglos. Franz aber trat erregt zum Vater und flüsterte ihm zu: „Das Testament!"

Hastig schritt der Vater zum Schreibtisch und riß die Schieblade auf, in der er das Papier aufbewahrt hatte — sie war leer.

„Das hat der Vagabund" ... rief Franz, brach aber sofort ab, denn in der offenen Tür stand Klaudia. Ihre Blicke begegneten sich, eine Sekunde nur, und Franz wußte genug, wußte,



daß alle Hoffnung für ihn, dieses herrliche Mädchen jemals sein nennen zu dürfen, unwiderruflich vernichtet sei. Und er ballte drohend beide Fäuste und rief mit wutverzerrtem Gesicht: „Eines aber bleibt mir noch: der Affe soll dir ein schrecklicher Gorilla werden!“

Der Vater schickte die Kleinen, welche sich auch neugierig herbeidrängten, hinaus spielen. Dann erklärte er, um seines Sohnes unbändigen Zorn zu beruhigen, die Sache sei nicht von „Belang“,*) da nicht Rößler, sondern Klaudia Schwierigkeiten machen könnte, und dafür, daß diese solches nie tun werde, bürge er mit der anderen Hälfte des Vermögens.

In dem Augenblick dröhnte ein furchtbarer Knall durchs Haus, dem ein markerschütternder Schrei folgte, welcher allen das Blut in den Adern gerinnen machte.

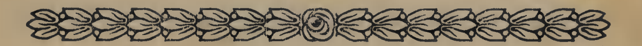
Niemand wagte zuerst die drauffolgende unheimliche Stille zu unterbrechen, in banger Erwartung des, was kommen werde.

Franz raffte sich zuerst zusammen. In einem Augenblick stand er auf der Schwelle seines Zimmers, aus dem ihm dichter Pulverdampf entgegenschlug, und starrte stumm und geistesabwesend hinein.

„Was ist? Ha, Franz?“ fragte die bis zum Umfallen erregte Mutter und schob den Sohn mit zitternden Händen beiseite.

O Grausen! Lenchen, das herzige, goldige

*) Bedeutung.



Lenchen, aller Liebling, des Hauses Freude und Sonnenschein, lag auf der Diele dahingestreckt in einer großen Blutlache . . . es öffnete noch einige Male die Lippen; dann zuckte das letzte Todesbeben durch den kleinen Körper.

Nun löste sich der Bann, der alle gefangen hielt, und es entstand ein Wehklagen, als man in diesem Hause nimmer gehört hatte; alle klagten, und niemand war geblieben zu trösten. Die Mutter warf sich neben der kleinen Leiche auf den Fußboden, raufte ihr Haar und schrie in wilden, herzzerbrechenden Tönen.

Berni, der Missetäter, aber kauerte, an allen Gliedern zitternd, unter dem Tisch, und seine Zähne schlugen hörbar aufeinander. Neben ihm lag der Krähenballer, — des Bruders Geburtstagsgeschenk.

Franz stand anfangs regungslos da, nur seine Augen rollten wild in ihren Höhlen. Jetzt stieß er einen unartikulierten Schrei aus, welcher mehr dem Gebrüll eines gequälten Tieres als einer menschlichen Stimme glich.

Plötzlich sprang er auf sein Bett, riß den Hinterlader von der Wand und richtete ihn drohend auf den kleinen Bruder; und die Augen glänzten in unheimlicher Glut.

„Um Gottes willen, Franz Franzowitsch!“ schrie Jerinka auf und schlug mit der Hand unter den Lauf der Flinte.

Nun bückte sich Franz blitzschnell zu Boden, raffte die kleine Leiche auf und stürzte mit ihr



zur Tür hinaus durch Hof und Garten dem Fluß zu.

Verständnislos blickten ihm die Seinen nach, dann folgten sie ihm mit lautem Weinen und Rufen bis zur Malaja.

Was sie hier sahen, steigerte ihren Schmerz und ihre Angst bis zur Verzweiflung. Franz stand bis an den Knien im Wasser neben dem Boot, aus welchem sich Lenchens leblose Gestalt deutlich hervorhob. Er schaukelte den Kahn so stark, daß er jeden Augenblick umzustürzen drohte, und sang dazu mit rauher Stimme: „Baju! baju! baju!“, und schauerlich brachte der nahe Wald wieder: „Aju! aju! aju!“ . . .

Dem Herannahenden, gleichviel, wer's war, streckte er drohend die geladene Flinte entgegen.

Aus dem Garten trat Klaudia unsicheren und wankenden Schrittes. Ihr Gesicht wandte sich suchend bald nach rechts, bald nach links.

Vor dem Badehause aber stand die Gruppe der Verzagten händeringend und betend. Alle riefen ihr aus der Ferne etwas zu, winkten und deuteten angstvoll auf den Fluß.

Die alte Jerinka aber lief ihr entgegen und schrie mit unnatürlich lauter, häufig ausgleitender Stimme: „Geh nicht weiter, Täubchen, Franz Franzowitsch ist verrückt geworden; er schießt! er schießt! . . .“

Klaudia jedoch zögerte keinen Augenblick; sie hatte den Franz schon bemerkt und schritt auf ihn zu. Noch einen Augenblick . . . Franz riß



die Flinte an die Wange und zielte auf die Herannahende.

Vom Badehaus drangen Rufe des Entsetzens herüber und alle eilten herbei.

Klaudia stand still und rief laut: „Cousin, wirf die Flinte fort, anders komm' ich nicht näher!"

Im nächsten Augenblick flog die Flinte im weiten Bogen durch die Luft und klatschte darauf auf das Wasser, welches sie in seinen Fluten verbarg.

Nun trat Klaudia näher und sagte zu Franz: „Bring mir Lena, sie will schlafen!"

Dann verhüllte sie ihre Augen mit dem Tuch und wandte sich im stummen Schmerz, nur mit Aufbietung aller Kräfte sich aufrecht erhaltend, dem Hause zu.

Franz folgte ihr willig. Die Kleine hing leicht in des Bruders mächtigen Armen, das Köpfchen etwas zurückgebogen in dem aufgelösten Haar wie auf schwellendem Kissen ruhend, aus dem das bleiche, blutbefleckte Marmorgesichtchen anklagend gen Himmel gerichtet war.

Der Trauerzug schritt lautlos dahin, voran die lutherische Cousine, dann folgte Franz mit der kleinen Leiche, diesem die Eltern und alle Dienstleute vom Chutor . . . Niemand konnte es fassen, was geschehen war . . .

Jetzt stimmt der Unglückliche wieder sein schauerliches Wiegenlied an . . .

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —



Der Winter jagt verwüstend und vernichtend über Rußlands weite Steppen. Statt des Vogelgesanges hört man den schrecklichen Buran ums Haus heulen: er klappert mit den Laden an den Fenstern, und die alten Weiden an der Malaja knarren unter seinem Druck.

Wehe dem Wanderer, den er ereilt; er ebnet den Weg vor ihm, damit er die Richtung verliere, er peitscht ihm den feinen, scharfen Schnee in die Augen, immerfort, immerfort, bis sein Opfer in die ausgebreiteten Arme des Schlafes fällt und — sanft hinüberschlummert.

Um so trauter ist's drinnen im Zimmer. Das Kind hockt am warmen Ofen bei Vater und Mutter und lauscht ihren Geschichten und Belehrungen. Den wilden Knaben fesselt nun sein Buch; er setzt sich vor, ein braver Mann zu werden, wie die Heldengestalten darin oder in Mütterleins schönen Geschichten, die immer mit dem Gebot: Ehre Vater und Mutter! in enger Verbindung stehen.

Doch wenn der Februar vorbei und der März so gut dran ist, dann schaut alt und jung sehnsuchtsvoll hinaus, ob's nicht bald Frühling werden will.

Endlich, endlich zieht er ein, der Lenz, angesungen und angejubelt von jedermann. Er bringt neues, junges Leben. In Dorf und Stadt, Feld und Wald, allüberall merkt man ein frohes Regen.

Nur unser Dürkenchutor liegt öde und verlassen da. Aus seinen Toren ziehen keine lustig



pfeifenden Pflüger, und im Hofe wuchert Unkraut. Vor Speicher- und Scheunentoren hängen mächtige, rostige Schlösser. Die Fenster des südlichen Flügels, in dem Franz früher logierte, sind von außen mit rohen Brettern vernagelt; er hat sein Quartier im Irrenhaus . . . für wie lange Zeit? Der Arzt gibt einige Hoffnung.

Es ist ein linder Tag im Mai. Auf der Hausterrasse sitzen Tante Ida, noch gebückter und schwerhöriger als früher, und Witwe Dürken mit Handarbeit beschäftigt.

In ihrer Gesellschaft finden wir einen Mann, den wir nur dem Namen nach kennen, Paul Dürken, den angehenden Missionar.

Die vielgeprüfte Frau ist fast nicht mehr wiederzuerkennen, so gealtert hat sie in den wenigen Monaten. Der Tod ihres Mannes, welcher seit jenem Tage voll Unglücks nicht mehr gesund wurde und endlich um Epiphania entschlief, hat sie vollends hart mitgenommen. Paul ist nun ihre Stütze und ihr Trost. Mit Andacht lauscht sie seinen liebevollen Worten. Ihre glücklichsten Stunden sind unter dem „Schall des Wortes", wenn Paul oder Ohm Peter predigen, dann weint es sich ihr so leicht, und ums Herz wird's lichter in den trüben Stunden der Heimsuchung.

Einmal hat sie zu Ohm Peter gesagt, die gelehrten Prediger verständen das Predigen doch besser als er. Dieser aber hat neidlos mit dem Kopf genickt und gesagt: „De Kraj es ock 'n

6*



Vagel, alle singen, so gut wie's geht, und verkünden ihres Schöpfers Ruhm!“

Paul aber hat flugs das Testament ergriffen; Petri Neuberufung aufgeschlagen und gelesen: „Der Herr sprach zu Petro: Simon Johanna, kannst du gelehrt predigen? Hast du eine Universität beendigt, dann weide meine Lämmer!“

Die Mutter hat den Vorwurf wohl verstanden und dem Paul das Buch aus der Hand genommen, damit er nicht weiter lese, und auch ferner keinen bösen Unterschied mehr gemacht.

„Mutting,“ sagte Paul, „ratet doch, was ich für Euch habe?“

„Einen Brief?“

„Nein, zwei!“

„Von wem?“

„Ratet doch!“

„Der dicke da ist von Klaudia, sie schreibt immer ganze Bogen voll!“

„Richtig! und dieser da bringt Nachricht von unserem armen Franz,“ sagte Paul, „jedoch, warten wir noch etwas mit lesen, mir scheint, Grulls kommen!“

„Fast zu viel ‚Frohes‘ auf einmal!“ sagte Mutting.

In den Hof fährt ein uns wohlbekanntes Fuhrwerk. In der Sitzleiter sitzen Ohm Peter und seine ehrenwerte Frau Stina, zwischen ihnen Berni.

Letzterer besucht die Dorfschule zu Fredenshoff. Gestern ist der Jahresschluß, die Schulprüfung, gewesen. Er hat sich sehr verändert.



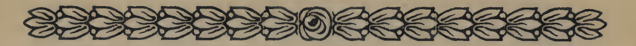
Aller fröhlicher Übermut ist von ihm gewichen; er ist „schmock“ geworden nach Fredenshoffschen Begriffen. Sein Name ist nun einfach „Behrnd“, statt Berni; anstatt der Kniehöschen, Hut und Matrosenjacke trägt er einen Anzug nach Fredenshoffschem Schnitt: lange, weite Hosen, einen langen Sackrock und auf dem Kopf eine Mütze mit glänzendem Lederschild. Seine Hände sind beständig in den Hosentaschen. Er weiß nun wohl, was Sünde ist, auch wie's in der Hölle „vermutlich“ aussieht, aber das Blümlein am Weg hat er dieses Jahr noch nicht gesehen und der Lerche in der Luft nicht gelauscht.

Ohm Peter ist des Lobes voll über die Fortschritte, die der Knabe diesen Winter gemacht haben soll, Paul aber schüttelt beim Anblick der kläglichen Gestalt bedenklich den Kopf. —

Zuerst wurde der Brief vom Direktor der Irrenanstalt gelesen. Er enthielt wirklich viel „Frohes“ und endigte mit den Worten: „Wenn der junge Mann auch ferner solche Fortschritte machen wird, werden wir ihn in 2—3 Monaten ausschreiben!“ — Klaudias Brief enthielt ein ganzes Schatzkästlein von Trost für Tante Dürken. Unter anderem bat sie auch um Rat, ob sie die Einladung ihres gegenwärtigen Prinzipals, ein weiteres Schuljahr zu bleiben, annehmen solle.

Während des Kaffeetrinkens gedachte man mit Sehnsucht all der Lieben, deren Scheiden ihnen soviel Kummer bereitet hatte.

„Was soll's nur mit uns, wenn nun auch Paul unter die Heiden geht?“ seufzte die be-



kümmerte Witwe, „wäre Klaudia wenigstens noch geblieben! Was trieb sie fort? Haben wir sie nicht geliebt? War sie denn schuld daran, daß ihr Vater ein Verbrecher ist? Der Mensch ist ja längst in Amerika, warum kann sie denn nicht wiederkommen?"

So eiferte die Arme, Paul aber sagte liebreich: „Muttchen, nach dem, was vorgefallen, konnte sie nicht anders handeln, sonst wäre sie nicht die Klaudia, nach der Ihr Euch so bangt, aber wie wär's, wir gäben ihr den Rat, sich nicht dort zu binden, sondern zu uns zu kommen?"

Unter solchen Gesprächen wurde die Mahlzeit eingenommen. Dann erhoben sich alle, und Paul sprach das Dankgebet und empfahl zugleich sein trostbedürftiges Mütterlein Gottes gnädiger Hut. —

Vor der Heimfahrt der Gäste gingen allesamt — Tante Ida nicht ausgeschlossen — auf den Friedhof. Hier standen sie lange im stummen Schmerz vor dem Eisengitter, das Vaters und Lenchens Gräber umgrenzte. Endlich sagte Ohm Peter mit bebenden Lippen: „Gott verleih uns einst ein selig End', denn das ist das best', was man wünschen könnt'!" Paul aber zog den „Letzten Strauß" von Gerok aus der Brusttasche und las mit seiner weichen, tiefen Männerstimme:

„Wo sind sie nun? zerstoben längst in Staub,
Bedeckt mit Moos und Tränenweidenlaub,
Was ist noch da von jenem holden Mund,



Von jener Stirn gedankenreichem Rund,
Von jenes Auges seelenvollem Licht?
O Tod, du bist ein grausamer Vernichter
Der alten, der lieben Gesichter!
Und doch, wer weiß — in einem andern Reich
Auf ernstem Gang dereinst begegn' ich euch;
Ihr waret weiland, was ich heute bin,
Und wo ihr seid, führt bald mein Weg mich hin,
Dann sieht vielleicht im stillen Abendlicht
Auf stillem Pfad ein Freund auch mein Gesicht.
Auf Wiedersehn vor einem gnäd'gen Richter,
Ihr alten, ihr lieben Gesichter!“





Schluß.

Unsere Geschichte muß hier notgedrungen abbrechen, denn wollte ich sie weiter erzählen, müßte ich ihr schon einen anderen Namen beilegen, etwa: „Frau Franz Dürken“, weil's die lutherische Cousine eben nachträglich geworden ist.

Freilich, so rasch kam's nicht, als ich dies hier erzähle, aber es kam nach Jahren. Und diese Jahre waren voll südrussischen Frühlingswetters — bald ist der Himmel von grauem Gewölk verschleiert gewesen, bald hat er wieder gelacht und lustigen Sonnenschein herniederblitzen lassen auf die erwachende Erde, und den Tag darauf hat ein rauher Wind Regen und Schnee gebracht; inzwischen aber hat das Leben still und unvermerkt fein überhand genommen und den grausigen Tod verschlungen.

Klaudia war richtig wieder nach Dürkenchutor zurückgekehrt. Und wie sie ohne Klaudia aufrecht geblieben wäre, hat Mutting hundertmal nicht gewußt. Das freundliche, stets gefällige Mädchen hatte wieder Frühlingswehen ins Trauerhaus gebracht. Sie hatte es nicht nur

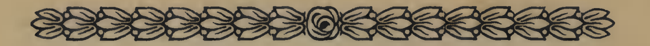


dem armen Franz, sondern allen anderen auch angetan, selbst Tante Idas verrostete Herzenstür konnte der Macht der warmen Liebe nicht widerstehen.

Den Franz hat die Schreckenszeit vollständig verändert. Es lodert der Zorn nicht mehr auf in ihm bei jeder Veranlassung und bricht aus wie ein Vulkan; sein jetziges ruhig-besonnenes Wesen flößt jedermann Achtung ein. Das merkt man besonders unter den Arbeitern, seit er die Gutsverwaltung aus Pauls ungeschickten Händen genommen. Unverdrossen und mit viel Umsicht verrichtet er seine vielen Geschäfte, und wer ihn heimlich beobachten wollte, würde wohl kaum etwas an ihm finden, das an jene Zeit erinnerte, da der Geist dieses Mannes umnachtet war. Nur um seine Augen hat sich so ein träumerisch-trauriger Zug gelagert, der immerfort nicht schwinden will, den auch sein liebreiches Frauchen trotz allen Mühens nicht hat hinwegküssen können.

Als nun der liebe Gott dem jungen Paar das erste Töchterlein in die Wiege gelegt, haben sie's Lenchen genannt. Auch haben Mutting — jetzt Großmutting —, die glückstrahlenden Eltern und auch die alte Jerinka sofort gefunden — ohne sich's zu verabreden —, daß das Kind seinem Tantchen im Himmelreich haargenau ähnlich sei, wenn dieses auch statt der dunkelbraunen dunkelblaue Äuglein gehabt und eigentlich doch nur ein himmlisches Halbtantchen wäre.

Um alle Hausgenossen auf Dürkenchutor hat sich ein Band der Liebe geschlungen, das in



schweren Trübsalstagen geflochten und von vielen bitteren Tränen befeuchtet worden ist; darum ist es so fest — unzerreißbar.

Aus dem kleinen Berni ist ein strebsamer Zentralschüler, dann auf Bruder Pauls Rat ein strammer Gymnasiast geworden. Er hat vor, Medizin zu studieren, um den leidenden Mitmenschen helfen zu können.

Rößler ist bis heute verschollen.

Bald nach Franzens Hochzeit hat auch Paul in der Kirche zu Fredenshoff seine Abschiedsrede gehalten, um unter die Heiden zu gehen. Das war ein großes Ereignis, und das geräumige Gotteshaus vermochte nicht alle Gäste zu fassen. Alle lauschten gespannt den Worten des scheidenden Missionars.

Viele der rauhen Männer mit ihren sonnenverbrannten Gesichtern konnten's nicht wehren, daß ihnen die Augen feucht wurden, und nach Schluß des Gottesdienstes drängten alle heran, um ihm ein Lebewohl oder ein passendes Bibelwort mit auf den Weg zu geben.

Die Geleitsrede, resp. Aussendungsrede, hielt ihm Ohm Peter. Die traurigen Ereignisse auf Dürkenchutor und der in jüngster Zeit erfolgte Heimgang seiner treuen Stina hatten eine große Veränderung an dem Greis hervorgebracht. Seine Wangen waren eingefallen, das Auge blickte trübe, sein Gang und die Haltung waren müde; sein Geist lebte mehr im seligen Jenseits als hier auf der kummerbeladenen Erde. Er sprach heute ernst und bewegt, gegen seine Ge=



wohnheit leise und ruhig. Die Zuhörer blickten einander vielsagend an und hielten den Atem an, um auch keines seiner Worte zu verlieren. Und als er dem Scheidenden die zitternden Hände aufs Haupt legte und mit gen Himmel gewandtem Gesicht den Segen sprach, da war's allen so feierlich zumute, als ob da vor ihnen nicht der schlichte Ohm Peter stehe, sondern einer der Apostel des Herrn.

Während die Gemeinde den Schlußchoral sang, saß Ohm Peter im Kanzelstuhl mit halbgeschlossenen Augen und krampfhaft über der Brust gefalteten Händen. Sein Gesicht war erdfahl und seine Lippen lispelten leise Gebete. Einige Männer eilten sofort die Kanzeltreppe hinan und umringten ihn. Als Franz Dürken ihn teilnehmend fragte, ob er krank sei, und ob er etwas wünsche, schüttelte er das Haupt und sagte lächelnd und mit seiner gewöhnlichen lauten Stimme:

Nichts — nichts, als ein selig End',
Das beste, was man wünschen könnt'!



Buchdruckerei der Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten.
Diesdorf bei Gäbersdorf, Kr. Striegau.

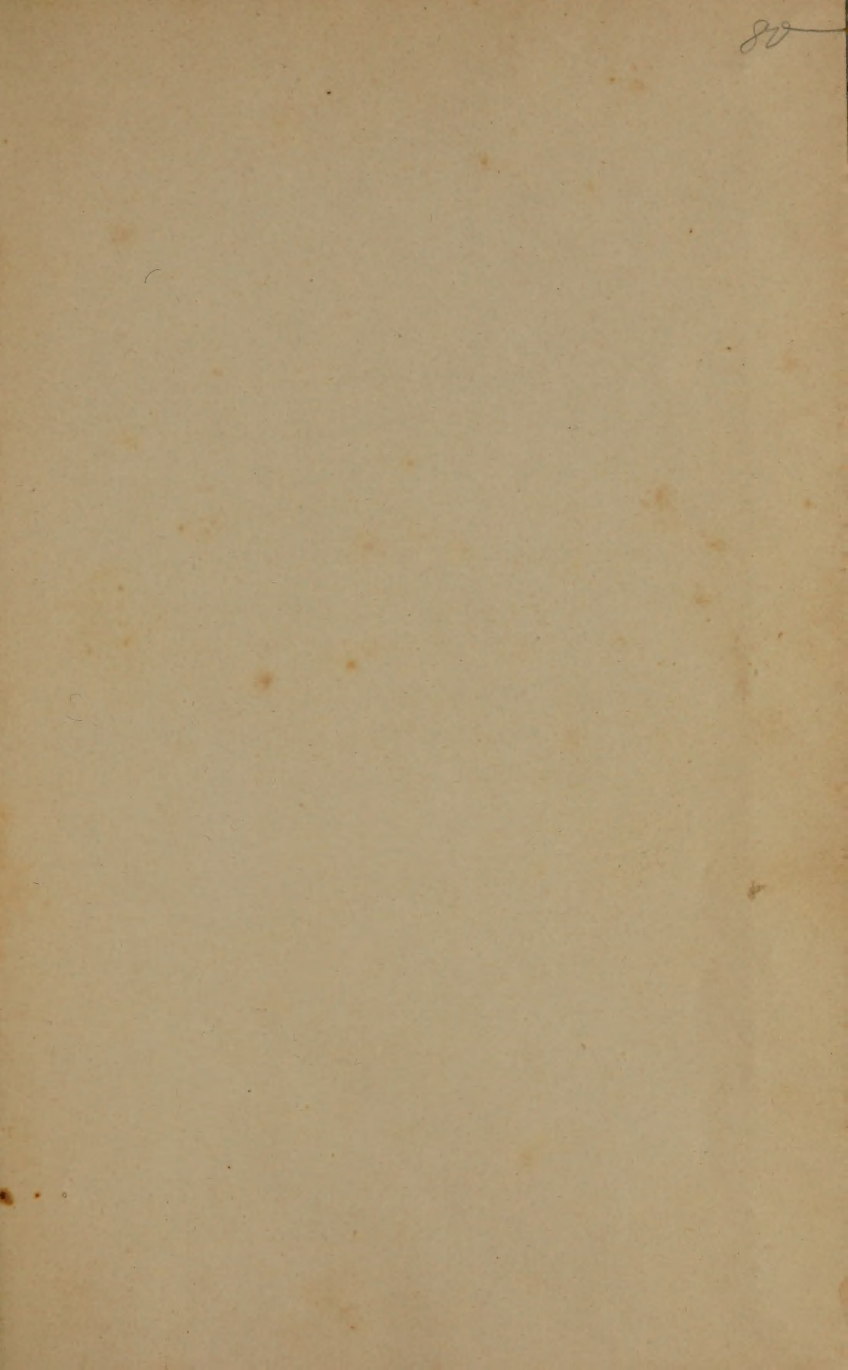


Von demselben Verfasser erscheint nächstens in meinem Verlage:

„Lose Blätter."

Eine Sammlung von Erzählungen aus dem mennonitischen Leben.




80



